

Paul White

Zaubermächte im Dschungel



Zaubermächte im Dschungel

Paul White

Taschenbuch, 128 Seiten

Artikel-Nr.: 256121

ISBN / EAN: 978-3-86699-121-7

Bei seiner Arbeit im Dschungel Afrikas ist Missionsarzt Paul White besonders herausgefordert durch den Kampf mit seinen stärksten Feinden: dem Aberglauben der Einheimischen und der Macht der Medizinmänner.

Spannend und humorvoll wird von seinen Abenteuern berichtet – aber auch von dem Bemühen einer kleinen Schar von Afrikanern, anhand eindrucklicher Beispiele Gottes gute Botschaft weiterzugeben.

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)

clv

Paul White

Zauberermächte im Dschungel



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2013 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Attacks Witchcraft
Originalverlag: The Paternoster Press, London
Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1974
im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

© der deutschen Ausgabe 2013
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Gottfried Müller
Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-121-7

Inhalt

Mbuli, ein neuer Patient	7
Der Zauberei auf der Spur	15
Beinahe schiefgegangen!	34
Chirurgische Streiflichter	42
Tropenkrankheiten	53
»Hick!« ... »hick!«	63
Jagd auf ein Schmorgericht	72
Brillen	79
Gefährliche Drogen	84
Bluttransfusion	89
Zum Ärger der Medizinmänner	97
Tag für Besucher	106
Der Bann ist gebrochen	115

Mbuli, ein neuer Patient

»Streck deine Zunge heraus«, befahl ich.

Der kleine Afrikaner zeigte scheu ein rosarotes Etwas zwischen seinen Lippen.

»Los, Junge, zeige mir das andere Ende.«

»Jah, Buana, ist das nicht angebunden?«

»Zeig mir, wo«, erwiderte ich.

Ein Lächeln lief über sein tiefschwarzes Gesicht, der Mund öffnete sich und heraus kam die Zunge in ihrer vollen Länge. »Ah«, sagte ich weise, »ich sehe schon, welche Medizin für dich richtig ist.«

Er sah strahlend zu mir auf. Beim Hinausgehen umklammerte er ein kleines Pappschildchen, das ihn dazu berechtigte, dreimal an jedem Tag einen Tee-löffel voll Medizin zu schlucken.

Ganz sicher würde dadurch »die aufgeregte Schlange« in seinem Bauch – so hatte er es genannt – zur Ruhe kommen.

»Junju jaze« (Der Nächste bitte!), rief ich.

Herein kam eine Afrikanerin, in schwarzes Tuch gekleidet, das unter den Achseln in Falten gelegt war. »Buana«, sagte sie, »ich bin wegen Medizin gekommen. Und ich habe auch ein Geschenk mitgebracht!«

Sie kramte eine Kürbisflasche hervor, die ungefähr einen halben Liter Hirsesamen enthielt. Daudi schüttete etwas davon auf seine Handfläche und blies darauf.

»Jah«, kicherte er, »sieh nur die *dudus* (Kornwürmer)!«

»Heh«, sagte die Frau und warf den Kopf zurück.

»Heja« (doch), sagte Daudi, »ich weiß schon; dein Mann sagte, nimm nur nichts von dem guten Korn, nimm das vom vorigen Jahr, der Buana ist ein Europäer, der merkt den Unterschied doch nicht!«

»Buana, ich bin von Makasuku hierhergelaufen!«

Die Frau bemühte sich eifrig, das Thema zu wechseln.

»Heh«, meinte Daudi, »eine Dreitagereise.«

Die Frau nickte. »Buana, du musst mir helfen. Ich bin in so großer Sorge.«

»Ja«, sagte Daudi, »warum kommst du dann hierher? Gibt es keine anderen Ärzte, die näher bei euch wohnen?«

Die Frau schaute von einer Seite zur anderen.

»Natürlich«, gab sie zu, »wir haben unsere *waganga* (Medizinmänner), aber ich hatte Angst. Weißt du, zwei Söhne starben – die Augenmedizin half nicht, nun habe ich nur noch einen einzigen Sohn.«

Daudi nickte. »Deshalb kamst du also zu uns.« Mein afrikanischer Gehilfe fing an, sich für den Fall zu interessieren.

»Alu«, sagte die Frau, »ich habe davon gehört, dass der Buana Augenmedizin hat, und deshalb brachte ich mein Kind her.«

»Wo ist der Junge?«, fragte ich.

Die Frau ging die Veranda entlang, und wir folgten ihr. Im Schatten eines Brunnens saß ein kleiner Junge.

»Mbukua« (Guten Tag!), sagte ich.

Der Kleine hatte die Hand über die Augen gelegt.

»Mbukua«, gab er zur Antwort, schaute aber nicht auf.

»Itagwa lyako gwe nani?« (Wie heißt du?), fragte ich in der Chigogo-Sprache Zentral-Tanganjikas.

Ohne sich zu bewegen, sagte er: »Malalangambuli.«

Ich schaute Setschelela an. Sie zwinkerte mit den Augen.

»Ich nenne dich einfach Mbuli«, sagte ich. »Wenn du älter wirst und groß bist, kommt der andere Teil deines Namens wieder dran.« Die Mutter lächelte. Mit vorgestreckten Händen steuerte er auf sie zu, aber irgendwie fand seine Hand die meine, und da sah ich seine Augen. Sie waren vom Weinen geschwollen und unglaublich entzündet.

»Hast du Schmerzen?«, fragte ich.

Sein Mund zuckte. Er nickte.

»Und hungrig bist du auch?«

Er schüttelte den Kopf: »Nein, Buana, die Schmerzen vertreiben mir den Hunger.«

Wir standen jetzt im Schatten. Weil kein starkes Licht ihn blenden konnte, wagte er es, die Augen zu öffnen.

»Mbuli«, fragte ich, »möchtest du, dass ich dir helfe?«

Er wandte seine rührenden Augen mir zu. »Buana, ich mag keine Schmerzen.«

Wir gingen in den Verbandsraum. Ich ließ ein paar Tropfen in die Augen des Jungen träufeln. Er blinzelte und setzte sich hin. »Weiter nichts?«, fragte er.

»Das war nur der Anfang«, erwiderte ich.

Ich wandte mich an Daudi und erklärte ihm die Ursache des Übels – ein Geschwür auf dem Augapfel. Man brachte ein Gefäß mit Augenspülmittel, Baumwoll-Lappen, hellgelbe Salbe, schwarze Tropfen und eine Rolle Heftpflaster. Die afrikanische Schwester badete seine Augen, träufelte Tropfen hinein, strich Salbe um die Lider herum, schnitt dann zwei Stückchen Heftpflaster ab und klebte je eins über seine Augenbrauen.

»Mbuli«, sagte ich, »nun brauchst du deine Hand nicht mehr über die Augen zu halten. Wenn du etwas sehen willst, hebst du einfach das Heftpflaster hoch; wenn du aber lieber kein Licht hereinlassen willst, lässt du es herunterhängen.«

»Buana«, sagte er, »ich will tun, was du sagst.«

Er war einfach reizend, der kleine Bursche. Ich hatte lautes Geschrei erwartet und gedacht, ich würde vom Hals bis zu den Knien mit Augentropfen und Waschwasser bespritzt werden – waren doch oft zwei oder drei Schwestern nötig, um den sich wehrenden Patienten zu halten –, aber Mbuli sträubte sich nicht. Stattdessen hielt er feierlich meine Hand und sagte: »Vielen Dank, Buana. Werden meine Augen bald besser sein?«

»Es wird drei Wochen dauern, Mbuli, ich muss jeden Tag wiederholen, was ich heute getan habe. Du kannst hier im Krankenhaus bleiben; wir werden auch deiner Mutter zu essen geben.«

»Kah! Aber ich muss ...«, begann die Mutter. Doch sie brach ab. Ich merkte, wie Setschelela, unsere afri-

kanische Oberschwester, sie vielsagend anschaute, dachte aber weiter nicht darüber nach. Die beiden gingen in den Krankensaal.

»*Junji jaze*«, rief ich.

Nichts rührte sich. Ich streckte meine Füße aus und entzifferte mit Behagen das Wort »Motoröl«, das hinter der glänzenden Emaille unseres Arzneimittelschranks auf der Tür noch schwach zu lesen war. Darüber liefen schmutzfarbene Streifen über die weiß getünchte Wand, die von einem Gewitter herrührten, dessen Wasser sich durch das Dach über die ausgetrockneten Ziegel ergossen hatte.

Die Tür des Verbandsraumes ging auf; die afrikanische Schwester streckte den Kopf herein. »Der Verbandsbericht, Buana: Es waren siebzehn Geschwüre, zwölf Augen, vier ausgespritzte Ohren und der kleine Junge mit dem Hyänenbiss.«

»Eine nette Zusammenstellung«, erwiderte ich. »Jetzt scheint aber niemand mehr da zu sein; es ist auch Zeit, aufzuhören. 81 Menschen habe ich heute Morgen angesehen!«

Als ich mich umwandte, sah ich, dass ihre Aufmerksamkeit auf das Fenster hinter mir gerichtet war. Ich konnte dort nichts entdecken als das spitze Ende eines Speers, der ziemlich lautlos im Rahmen erschienen war.

»Buana«, sagte eine tiefe Stimme. »*Hodi?*« (Darf ich hereinkommen?)

»*Karibu*« (Komm herein!), erwiderte ich.

Es war ein Afrikaner, der offensichtlich eine weite Strecke gereist war. Seine Frisur war nach der neues-

ten Mode: Roter Lehm klebte das dichte lockige Haar zusammen. Es saß über den Ohren wie eine enge Sturmhaube. Er kam herein, stellte Speer und Knotenstock in eine Ecke und setzte sich vor mir nieder, nachdem er eine aus Palmenblättern gewebte Matte mitten im Raum abgeladen hatte. Daudi hob sie auf und besichtigte sie. Dagegen wurde mein Interesse weniger von der Matte gefesselt als vielmehr von einem Geschöpf, so groß wie mein Daumennagel, von grünlich-grauer Farbe, das sich auf unheimlich aussehenden Beinen quer durch den Raum auf mich zubewegte. Ich nahm ein Stück Löschpapier, hob es damit auf und ging hinaus.

Über meine Schulter rief ich auf Englisch: »Kaufe alles, was er hat, Daudi, das Stück für 30 Cent.«

Daudi nickte. »Buana, er ist der Onkel des Kindes mit dem kranken Auge. Er war sehr überrascht, den Jungen hier zu sehen.«

»Hm! Trag die Matten in die Vorratskammer, Daudi!«

Ich wandte mich vier jungen Gehilfen zu, die gerade fertig geworden waren, Arznei auszuteilen und die Flaschen für den Krankensaal zu füllen. Ich hielt ihnen das Insekt zur Begutachtung hin. Sie schauten es an und grinsten.

»*Ikutupa*«, sagten sie im Chor.

»Auf Englisch?«

»Eine Zecke, Sir«, gab einer der Jungen zur Antwort und fuhr in seinem besten Englisch fort: »Sie zwickt ganz gefährlich und verursacht viel Unbehagen, Fieber und Ähnliches.«

Ich wandte mich an den ersten Jungen: »Zeichne mir dort im Staub auf, was du unter dem Mikroskop siehst, wenn dich eine Zecke gebissen hat.«

Der Junge glättete eine Fläche im Sand, bezeichnete mit seinem Fuß einen großen Kreis und begann zu zeichnen.

Zum zweiten sagte ich: »Du gehst etwas weiter hinauf und zeichnest die Fieberkurve eines Menschen auf, der gebissen wurde.«

Und zum dritten: »Bereite du dich darauf vor, mir zu sagen, wie du die Sache behandeln würdest.«

Für einen Augenblick waren alle beschäftigt.

Doch bald schon riefen sie mich. »Komm und sieh, Buana!« Der erste zeigte mir seine Zeichnung – Kreise von der Größe einer Handfläche und eine Anzahl korkenzieherähnlicher Gebilde zwischen ihnen.

»Erkläre es mir«, bat ich.

»Buana, die runden Dinger sind die Blutzellen, die anderen die *dudus* (Bakterien), die das Zeckenfieber verursachen.«

Das Bild des zweiten Jungen konnte man nur verstehen, wenn man wusste, worum es sich handelte. Eine unklare, schwankende Linie bewegte sich ungefähr 7 oder 8 Fußstapfen lang im Sand. Man konnte sehen, dass er das Bild mit den bloßen Füßen ausgemessen hatte. Darüber schoss eine Linie plötzlich in die Höhe; sie sah aus wie eine Kette von Berggipfeln. Das ging so 4 oder 5 Fußstapfen lang, dann ging die Linie wieder herunter.

»Buana«, sagte er, »die Temperatur steigt eine

Weile, danach fällt sie wieder, dann steigt sie wieder und fällt wieder, sie steigt und fällt.«

»Deswegen nennt man es auch Rückfallfieber«, erklärte ich ihm.

Dann wandte ich mich zum dritten: »Und was geschieht, wenn keine ärztliche Behandlung einsetzt?«

Er war, während seine Gefährten gezeichnet hatten, offenbar nicht untätig gewesen, denn er hatte plötzlich einen Spaten in der Hand und begann, mit kummervoller Miene zu graben. Alle lachten.

»Und all der Kummer wegen einer kleinen Zecke von der Größe eines Daumennagels, einer Zecke, die keinen Lärm macht, die einen im Schlaf beißt und die man so leicht töten könnte, wenn man sie nur bemerkte.«

Ich zertrat das widerliche Insekt unter meinem Absatz.

Der Zauberei auf der Spur

Zufrieden goss ich mir eine zweite Tasse Tee ein. Der Nachmittag war von Erfolg gekrönt gewesen; so konnte ich ausruhen. Gedankenversunken rührte ich meinen Tee und wäre fast in die Höhe gesprungen, als hinter mir Daudis Stimme ertönte:

»Buana, kannst du gleich noch einen Star operieren?«

»Noch einen, Daudi? Wir haben doch schon fünf hinter uns, und im Krankenhaus ist ja niemand mehr zu operieren.«

»Jaaa, das war so vor einer Viertelstunde, Buana, doch jetzt sieht's anders aus.«

»Anders, wieso?«

»Komm, schau, Buana.«

Auf der Veranda saß eine erschöpft aussehende Frau. Sie erhob sich; ein vielleicht acht Jahre alter Junge neben ihr blieb sitzen.

»Sag ihm«, forderte sie Daudi auf und deutete mit dem Kinn auf mich, »dass ich gekommen bin, damit er meinem Kind helfe.« Daudi zwinkerte mir zu und übersetzte sogleich getreu ins Englische; allerdings fügte er einiges hinzu, worüber ich lächeln musste. Die farblose und müde Stimme der Frau erzählte im Chigogo-Dialekt, den ich gut verstand, die typische Geschichte eines Lebens ohne jede ärztliche Hilfe. Daudi machte dies daraus:

»Der kleine Kerl namens Muajuma (Braucht er nicht dringend ein Bad, Buana!?) war immer vernügt und gesund, bis er sechsmal die Ernte miterlebt hatte, doch dann überfiel ihn Finsternis.«

Daudi hörte eine Weile zu, erhob seine Hand und fuhr fort: »Ein ganzes Jahr lang, Buana, ist er jetzt blind, und seine Mutter grämt sich furchtbar. Sie traf Eleazer, den Lehrer. (Wir hatten ihn vor sechs Monaten bei uns. Weißt du noch, Buana, es war an dem Tag, als wir die Kobra im Medizinschrank fanden.) Der hat sie ermuntert und gesagt, du könntest den Star des Jungen beseitigen.«

»Hör zu, Daudi«, unterbrach ich ihn, »lass mich auf Chigogo zu ihr sprechen. Sie meint, ich verstehe sie nicht, vielleicht vertraut sie uns mehr, wenn ich sie in ihrer eigenen Sprache anrede.«

Ich grüßte sie sehr höflich, erkundigte mich nach Haus und Familie und fuhr fort: »Schau, meine Zunge hat es noch ein wenig schwer mit eurer Sprache, aber ich möchte dir wirklich helfen. Berichte mir nur.«

Sie machte eine Verbeugung und stürzte sich ins Erzählen. Wir hörten von größten Strapazen. Sie waren vierzig Meilen gelaufen. Eine lange Strecke Wegs hatte sie den nicht gerade leichten Achtjährigen auf dem Rücken getragen, dazu auf dem Kopf ständig den Korb mit Esswaren. Nur auf ebenen und breiten Wegen konnte er neben ihr laufen; im Dornbusch oder über die sandigen Flussbetten ging es nur huckepack. Am ersten Abend machten sie in einem Dorf halt, wo sie bei einem Lehrer unserer Mission

essen und schlafen konnten. Ehe es dämmerte, brachen sie auf. Als es zu heiß wurde, ruhten sie sich im Haus eines anderen Missionslehrers aus, und weiter ging es, über die glühenden Ebenen Zentraltanganjikas; endlich waren sie bei uns angekommen.

»Buana«, klagte die Mutter, »ich rannte einfach fort. Der Vater des Jungen erlaubte mir nicht, ihn herzubringen. Seine Großmutter sagt, ich sei schuld daran, dass er blind sei. In meiner Familie sind alle gegen mich. Morgen werden sie hier sein und uns zurückholen. Mein Mann wird mich bestimmt schlagen, und Klein-Muajuma bleibt blind.«

Setschelela und Daudi hörten gespannt zu. Ich bemerkte ein Blitzen in Daudis Auge und tröstete die Frau: »Wir werden dir helfen und dich beschützen. Setschelela bringt dir etwas zu essen.«

»Mutter, ich habe Hunger«, rief der Kleine und fing an zu weinen.

Daudi sprach leise mit mir: »Ich kenne das Dorf. Ihr Mann ist sehr herrisch, er ist Unterhäuptling am Ort. Er wird sicher morgen hier aufkreuzen, und dann haben wir die Bescherung. Die Frau mit dem Kind lässt er bestimmt nicht hier, und ihre ganze Hoffnung und ihre Pläne sind dahin.«

»Keine Bange, Daudi, wir reden mit ihm und zeigen ihm den wahren Sachverhalt.«

»Buana, du begreifst immer noch nicht. Er nimmt sie mit – ganz gleich, was du anstellst. Der schneidet gleich ein Loch in den Zaun und schmuggelt sie bei Nacht hinaus. Was werden die Armen dann auszustehen haben!«

»Ja, was nun, Daudi?«

»Operieren, Buana, heute noch, und ihnen morgen die Linsen zeigen, damit sie Glotzaugen machen. Wenn der Vater eintritt, bekommt er zuerst das, was weggeschnitten ist, zu sehen und dann das Ergebnis. Er wird platt sein vor Erstaunen.«

»Aber das Kind ist übermüdet, Daudi, auch sind seine Augen nicht vorbereitet; zudem können wir zwei Augen nicht an einem Tag drannehmen. Es ist einfach zu dumm.«

»Hör zu, Buana. Wenn du nicht operierst, bleibt das Kind blind und muss wahrscheinlich sterben. Im anderen Fall wirst du helfen können, und zwar nicht wenig, auch wenn große Schwierigkeiten da sind.«

»Daudi, ich kann es nicht. Ich darf den Jungen der Gefahr völliger Blindheit nicht aussetzen, nur weil sein Vater einen Dickkopf hat. Die Operation ist zu riskant.«

Doch Daudi verlor nicht die Geduld. »Buana, du bist kein Afrikaner, aber ich. Glaube mir, es ist besser, es so zu machen, wie ich sage.«

Ich zuckte die Achseln. »All right. Wir werden ihm eine gewöhnliche Narkose geben müssen; es wird eine äußerst schwierige Angelegenheit.«

Daudi sprang davon, um alles vorzubereiten, während ich niederkniete und um den Beistand des allmächtigen Gottes bat, mit dessen Hilfe alle Dinge möglich sind.

Muajuma war gebadet worden und lag in einem sauberen Bettchen; er schlief schon beinahe. Dies war

seine erste Begegnung mit Bettwäsche und Decken. Zu Hause war eine Kuhhaut in einer Ecke der Hütte alles, was er sein Bett nennen konnte.

Die Mutter, ebenfalls gebadet und in Krankenhauskleidung, saß bei ihm und redete mit ihm. Ich hörte zu. Sie sprach leise.

»Hab keine Angst, mein Süßer. Der Buana wird dir helfen. Die groben Leute werden nicht zu dir dürfen.«

»Ich habe aber doch solchen Hunger.«

»Erst musst du schlafen, dann gibt's etwas zu essen, mein Liebling.« Der kleine Bursche streckte die Hände nach mir aus. »Buana, ich bin hungrig.«

Jemand stieß mich an; ein klebriges Stück Zucker wurde mir in die Hand gedrückt.

»Muajuma«, lächelte ich, »Mund auf – weit!«

Vertrauensvoll tat er es. Ich steckte das süße Bröckchen hinein. Sofort schloss er die Kiefer darüber und lächelte zu mir auf. Die blinden Augen zeigten mit fast erstaunlicher Klarheit die weißen Starflecken. Sie sahen aus wie die weiße Zwölf einer dunklen Schießscheibe.

In meiner Hand hielt ich einen Bausch Mull und eine kleine braune Flasche. Ich ließ einige Tropfen auf den Stoff fallen. »Jah«, rief der Knirps, »es riecht!«

Er streckte sich, und in kürzester Zeit war er eingeschlafen. Seine Mutter bestand darauf, dass wir ihn auf die Veranda trugen; dort stand sie und schaute mäuschenstill zu. Setschelela flüsterte ihr ermutigende Worte zu. Die Operation verlief so glatt

wie selten. Während Daudi den kleinen Burschen auf die Tragbahre legte, standen wir dabei und beteten für die völlige Gesundheit des Jungen und dafür, dass die Verwandten uns nicht einen Strich durch die Rechnung machen möchten.

Sorgsam tat ich die Linsen in einen Umschlag.

Der Abend des nächsten Tages kam heran; wir standen gerade auf der Veranda bei der Visite. Plötzlich erstarrte Daudi. Er deutete auf eine Gruppe von einigen Dutzend Männern, die die Anhöhe zum Haupttor heraufkamen.

»Buana«, flüsterte er, »wir haben sie gerade noch rechtzeitig entdeckt; jetzt kommt der Vater.«

Schnell bereiteten wir alles vor; ich wollte im Kinderkrankensaal sein, wenn sie hereinkämen. Die Stimme des Vaters klang ärgerlich und aufgeregt, und seine Gefolgsleute schauten feindselig drein.

»Bring sie zum Lachen, Buana, dann hast du leichtes Spiel mit ihnen«, raunte mir Daudi zu.

»Buana«, donnerte der Unterhäuptling los, »wo ist meine Frau?«

»Kah«, staunte ich, »begrüßt man hierzulande die Leute nicht?«

Er stotterte und blickte verwirrt um sich: »Mbukwenji« (Guten Tag!).

»Mbukua«, erwiderte ich.

»Buana, wo ...«

»Zo wugono« (Wie hast du geschlafen?), antwortete ich lächelnd.

»Ale zo wugono gwe gwe?« (Wie hast du geschlafen?), fragte er; »aber, Buana, wo ...«

»Mukuliaci?«, fragte ich, der Stammessitte gemäß (Was esst ihr daheim?).

»Wugali du« (nur Haferbrei), kam es zurück.
»Buana, wo ist ...?«

»Za henju?« (Was gibt's Neues bei euch?), fragte ich beharrlich weiter und setzte ein breites Lächeln auf.

Sein Gesicht entspannte sich; ein Grinsen ging durch die ganze Versammlung.

»Schau einer an«, ließ sich einer vernehmen, »er kennt unsere Sprache und Gebräuche.«

»Deine Frau und dein Kind sind hier, Häuptling, und schau ...« Aus meiner Tasche zog ich ein Stück Baumwolle hervor. Ich nahm es in die Hand, fuhr damit durch die Luft und ließ es mit dem Zaubertrick eines Schuljungen verschwinden. Sie glotzten, und ich lachte. Dabei zog ich den Umschlag mit den Augenlinsen des Jungen aus der Tasche.

»Buana«, rief der Häuptling, »mach das mit der Wolle noch mal!« Ich tat es, und während die ganze Meute noch lachte, legte ich ihm die Linsen in die Hand, die wie eine gespaltene Erbse aussahen.

Er war sprachlos. »Du hast sie herausgeschnitten!«

»Ja. Komm her, schau ihn dir an.«

Ich führte sie ins Krankenzimmer. Die Mutter drehte uns den Rücken zu und hielt den Kopf abgewandt. Alles schwieg, und es knisterte vor Spannung. »Da ist er. Wenn er nun ganz still liegen kann und wenn niemand ihn stört, nehme ich die Binden ab; dann kann er sehen.« Schweigen. Keiner rührte

sich. Ich nahm Binden und Watte ab. Der kleine Bur-sche, den seine Mutter ein wenig stützte, blinzelte umher und lächelte ein wenig. »Joh«, stieß er hervor, »ich kann sehen!«

Alle Anwesenden unterhielten sich aufgeregt, wie dies alle Afrikaner tun; dann kam der Vater auf mich zu.

»Buana, *assante* (danke schön), aber mach bitte, dass deine Medizin schnell wirkt. Wer soll mir kochen, wenn meine Frau fort ist?«

Ich lächelte. »Komm morgen wieder, dann sprechen wir darüber.« Er nahm Stock und Speer auf und verschwand in der Dämmerung. Ich vertilgte ein geradezu riesiges Huhn, das mein Koch zum Spottpreis von 10 Pfennigen erhandelt hatte, und schrieb einen Stoß Briefe. Bevor ich zu Bett ging, trat ich ans Fenster. Der Vollmond schien mit gleißendem Licht auf die Ebene. Auf eine gespenstische Weise belebte er die Silhouetten der Paw-Paw-Bäume und der riesigen Baobabs.

Durch den Draht der Moskitonetze schaute ich auf die Lichtung in der Nähe des Hauses. Dorthin hatte ich Hühnerknochen gelegt, weil ich einmal sehen wollte, ob sich eine mutige Hyäne so weit herauswagen würde.

Voller Klänge war die afrikanische Nacht – das Zirpen der Grillen, das Klopfen der Trommeln, in der Ferne das Gezeter der Affen – eine eigenartige Musik. In der Nähe unseres Hauses verzweigte sich ein langer Pfad. Als ich so stand, sah ich zwei Gestalten über ein Hirsefeld gehen: sie folgten einer

schmalen Spur. Deutlich hoben sie sich gegen den Nachthimmel ab. Halb in mich versunken, wunderte ich mich ein wenig, zu so später Stunde noch Menschen einsam wandern zu sehen, wo es hier von Löwen wimmelte.

Ich musste an meine letzten Fälle denken. Dem kleinen Kerl mit dem Star würde es bald besser gehen. Die Operation war ganz besonders gut gelungen. Und dann der kleine Mbuli; sein Fall war wahrscheinlich nicht so kritisch, eben eine langsam fortschreitende Augenkrankheit. Er würde schon bald gesund werden, man musste ihn nur dauernd in Behandlung halten. Alle mochten ihn gern, den kleinen Bengel.

Am Morgen betrat ich das Krankenzimmer, doch sein Bett war leer. Sofort durchsuchten wir das ganze Haus, aber weder er noch seine Mutter waren zu finden.

»Kah«, ließ sich Setschelela vernehmen, »ich wusste es, die Mutter war so erschrocken über die Worte ihres Verwandten, des Mattenverkäufers, dass sie bei Nacht davonlief.«

Da fielen mir jene zwei Gestalten beim Mondlicht ein. Eine Woge des Zorns überkam mich.

»Nanu, Buana«, verwunderte sich Setschelela, »dein Gesicht ist ja ganz rot.«

»Ja«, gab ich zu, »ich bin sehr zornig.«

»Aber, Buana, sei der Mutter nicht böse. Sie hatte doch Angst.«

»Ich ärgere mich nicht über die Mutter, auch nicht über jemanden anders. Aber überlege doch: Es gibt

nur eine einzige Möglichkeit, dem Kind das Augenlicht zu erhalten, und jetzt ist es vorbei.«

Meine Hand fuhr auf die Tischplatte herab, dass die alte Afrikanerin einen Luftsprung machte.

»Hör zu, Setsch, ich habe nicht vor, den Jungen blind werden zu lassen. Ich werde ihn aufgreifen und ihm helfen, und wenn ich durch halb Tanganjika fahren müsste. Kannst du es etwa mit ansehen, dass der kleine Kerl leidet und sein Lebtage blind bleibt, wo ein paar Augentropfen ihn retten können?«

Sie zuckte die Achseln. In diesem Augenblick begannen die Trommeln zu dröhnen, und ich fand meine Mitarbeiter alle ruhig zusammensitzen, bereit zum Start für die Tagesarbeit. Ich erzählte ihnen die Geschichte von Klein-Mbuli.

»Jah«, rief Daudi dazwischen, »und dann gehen sie zu einem Mediziner, und der wird ihn blind machen.«

Mir fiel jener Vers ein, der vor über 2500 Jahren geschrieben worden war und fabelhaft hierher passte.

»Hört mal, was Gott darüber sagt, und macht ihr es nun, meine Freunde, nicht genauso unweise wie Mbulis Mutter! Gott sagt: ›Du hast mich verlassen, der ich der Brunnen des lebendigen Wassers bin, und hast dir eigene Brunnen gegraben, aber undichte, die auslaufen und das Wasser nicht halten.‹ Nun, wenn ich schon traurig und gar aufgebracht bin darüber, dass die beiden uns verlassen haben, was muss Gott erst denken, wenn wir ihm dasselbe antun?«

»Buana, Gott geht uns doch stets nach und versucht, uns zurückzubringen, nicht wahr?«, sagte Daudi.

»Ja, Daudi, und genau das will ich jetzt in dieser Sache tun«, erwiderte ich.

Mehr als 100 Leute hatte ich an dem Tag zu untersuchen und zu behandeln; so kam es, dass erst die glühende afrikanische Mittagssonne Daudi, Samson und mich auf der Suche nach dem Jungen und seiner Mutter sah. Als Vierter war der Vater unseres anderen kleinen Augenpatienten im Wagen. Zuerst war er sehr ängstlich, doch als wir langsam über die Ebene schaukelten, wurde er mehr und mehr unterhaltsam.

»Buana«, berichtete Daudi, »dieser Mann hat mir erzählt, seine Frau habe gehört, wie der Mattenverkäufer Mbulis Mutter bedrohte.« Nun verstand ich, warum die Frau in blinder Angst mit dem Jungen davongelaufen war.

Der Wagen hielt in einer riesigen Staubwolke vor einem großen viereckigen afrikanischen Gebäude. Eine Unmenge Fliegen erhob sich vom inneren *boma* – dem Viehhof, der das Haus umgab. Einige Frauen zerrieben Korn für das Mittagessen, andere schüttelten die Hülsen in flache Rundkörbe aus, wieder andere rührten Mehl an, das in großen Lehm-töpfen über offenem Feuer gekocht werden sollte. Die Männer saßen umher und schwatzten.

Sobald ich den Wagen verließ, sprangen einige auf und kamen auf mich zu. Andere blieben sitzen, wo sie gerade waren. Deutlich spürte ich die feindselige Haltung bei allen. In ihrer Sprache wünschte

ich ihnen einen »Guten Tag« und wollte mich gerade nach unseren Ausreißern erkundigen, als ein alter Mann im Eingang eines der niedrigen Häuser erschien; er rieb sich die Augen, weil er aus dem dunklen, rauchigen Innern in das helle Sonnenlicht trat. Als er mich erblickte, strahlte sein zerfurchtes Gesicht; er zog sein Lendentuch – einen äußerst schmierigen Fetzen – hoch, trat zu mir heran und schüttelte mir kräftig die Hand.

»*Jah*«, rief er, »der Buana! Er ist eine wahre Augenweide!« Und indem er sich zu der finster dreinblickenden Ansammlung von Männern umwandte, sagte er: »So wie dieser Buana kann keiner mit Geschwüren umgehen. *Heeh*, sind meine etwa nicht verschwunden?«

Mit größter Geschwätzigkeit gab er eine Beschreibung von der Zahl, der Größe und, noch schlimmer, dem Sitz seiner Furunkel. »Seht her, ich band mir ein Zaubermittel um den Hals – einen Bock musste ich dafür bezahlen –, doch sie ließen mich weder im Nacken noch unter meinem Arm in Ruhe.« Dabei verdrehte er den Kopf in geradezu gefährlicher Weise und entknotete seine schwarzen, dreckigen Tücher über der Schulter, um uns die Narben zu zeigen.

Daudi bemerkte, dass mir langsam angst und bange wurde, und grinste über das ganze Gesicht.

»Aber, *kumbe*«, erklärte der Alte weiter, »der Vater all meiner Geschwüre war dieses da.« Er zog sein Lendentuch beiseite; dabei verdrehte er wieder seinen Kopf, um sein Rückgrat sehen zu können.

»Vorsicht, Opa«, neckte Samson, »du brauchst den Hals einer Giraffe, wenn du das richtig machen willst.«

Zum ersten Mal sah ich die Spur eines Lächelns auf den Gesichtern der Umstehenden.

»Jah«, fuhr der Alte fort und zeigte auf eine Narbe von der Größe eines Zweischillingstückes, »das war es. Jeder erzählte mir etwas anderes. Der *umumganga* (Medizinmann) meinte, es sei durch einen Zauberspruch gekommen. Ich konnte überhaupt nicht sitzen! Auf einer Stuhlecke ging es so gerade noch, doch wenn ich mich bewegte, und war es nur so'n bisschen, eeeh, dann biss es fürchterlich! Wenn ich aufstand, zwickte es mich wieder. Beim Gehen aber erst, ja-ja-ja-ja-ja, und sobald mich jemand anstieß, oooooeeiii!«

Er legte seine Hand auf meine Schulter. »*Kumbe!* Buana, und so kam ich zu dir. Du gabst mir nur ein paar kleine weiße Pillen, und weg waren die Schmerzen. Du befahlst mir, ins Bett zu gehen, doch ich weigerte mich. Als ich sagte, ich könne nicht liegen, nahmst du den Gummischlauch eines deiner Wagenräder, und ich lag ganz komfortabel, *jah!* Doch dann, Buana« (er fuhr mit der Hand durch sein graues, gekräuselteres Haar), »eeeh, die Flasche!«

Daudi bog sich vor Lachen.

»*Heh*«, wollte einer der Umstehenden wissen, »was hat der Buana mit der Flasche gemacht?«

»*Hongo*«, kicherte der Alte, »was er damit machte?«

»Ja«, erwiderte der andere, »was denn?«

»Es war eine ulkige Flasche«, fuhr der Alte fort, »sie hatte eine riesige Öffnung. Der Buana hatte tagelang Medizin auf mein *ipu* getan, dann schaute er nach und sagte, ›es ist reif zur Ernte‹, und schon kam er mit der Flasche.«

Der *mupembamoto* (Unterhäuptling) hatte sich der Gruppe angeschlossen und hörte aufmerksam zu. »Und was tat der Buana mit der Flasche?«, fragte er.

»Jah«, ließ sich der Alte wieder vernehmen, und man sah ihm den Spaß an seiner eigenen Erzählung an, »er füllte sie mit heißem Wasser, und während ich noch immer nicht wusste, was daraus werden sollte, goss er das heiße Wasser aus und stülpte die Öffnung über mein *ipu*.«

Daudi grinste fürchterlich und unterbrach ihn: »Jetzt lass mich zu Ende erzählen. Einen Augenblick lang lagst du lächelnd da; dann versuchtest du aufzustehen und begannst ›Eeeh‹, ›Jah‹ und ›Ah-aha-jah‹ und schließlich ›Ak-k-k-k!‹ zu rufen.«

»Eh«, fiel ihm der Alte ins Wort, »du tust gerade, als wenn ich das nicht behalten hätte. Aber dann, psssss, war alles vorbei.«

»Was war los?«, fragte der Unterhäuptling.

»Was los war?« Der Alte hob die Stimme und krächzte: »Das *ipu* war weg, die Flasche hatte es vernichtet. Jawohl, Buana, das war eine kluge Behandlung!«

»Wieso denn?«, wollte der Unterhäuptling wissen. »Warum hätte man das Ding nicht ausquetschen sollen?«

»Heh«, belehrte ihn Daudi, »wenn du ...«

»Stopp«, unterbrach ich sie und wandte mich an den Unterhuptling: »Würdest du mir einen Topf mit Wasser bringen?«

Aus dem Wagen holte ich einige Baumwollfetzen. Ich tauchte sie in das Wasser und hielt sie in die Höhe. Ab und zu fiel ein Tropfen herab.

»Schaut, da drin ist Wasser, aber es kommt nur tropfenweise heraus«, erklärte ich.

Plötzlich drückte ich fest zu. Ein ganzer Wasserfall ergoss sich zur Erde, sodass eine Reihe meiner Zuhörer, die mich fast eingekeilt hatten, um sich nichts entgehen zu lassen, bespritzt zururuckwich.

»Da seht ihr, was geschieht«, sagte ich. »Ein *ipu* wimmelt von *vidudus* (kleinen Keimen). Zerquetscht man es, zerstreuen sie sich überallhin – seht ihr?« Ich hob den Arm des alten Mannes hoch. »Er zerdrückte sie, da habt ihr nun den Salat!«

»Ihr seht«, triumphierte Daudi, »der Buana weiß besser, wie man mit *ipus* umgeht. Ebenfalls weiß er es besser, wie man kranke Augen heilt, deshalb kommt er auch heute hierher. Ein kleiner Junge mit einem Augenleiden kam gestern zu uns ins Krankenhaus; sonderbar, in der Nacht verschwand seine Mutter.«

»Jah«, rief der Alte, der wohl spürte, dass er nicht mehr der Mittelpunkt war, »sie ist hier, sie ...« Er schaute in die Runde und hielt inne.

»Meine Freunde, was ist mehr wert als ein Auge?«, unterbrach ich die Stille. Wieder verfinsterten sich die Mienen ringsumher. Ich sah einen Mann hervortreten.

»Buana«, sagte er, »ich bin der Vater des Kindes.«

»Nun«, sagte ich ganz gelassen, »hast du etwa einen Nutzen von deinem blinden Sohn? Kann er dir das Vieh hüten oder im Garten graben helfen? Könnte er Häuptling deiner Sippe sein, wenn er blind ist?«

»Buana«, verteidigte sich der Vater, »er ist bezaubert, er muss sterben.«

»Erlaubst du, dass er mit uns zum Krankenhaus zurückkommt, wenn wir alles tun, was in unserer Macht steht, um den Zauber zu brechen?«

»Nema«, kam es zurück, »ich erlaube es nicht.«

»So?«, warf Daudi ein. »Das tut er nur, Buana, weil er fürchtet, für die Behandlung des Kindes eine Kuh zahlen zu müssen.«

»Stimmt das?«, fragte ich den Vater.

»Magu«, antwortete er finster, »ich weiß es nicht.«

»Ich werde dem Kind gut zu essen geben im Krankenhaus, dazu Medizin und ein Bett und werde nach ihm schauen; auch brauchst du nichts zu bezahlen.«,

»Aber du bist doch kein Verwandter des Kindes!«, entgegnete er verwundert.

»Das allerdings nicht«, erwiderte ich, »doch habe ich Befehl von meinem Häuptling.«

Ich schlug leicht an das kleine Buch mit Leder einband, das ich aus der Hüfttasche zog. »Er sagt mir Folgendes: ›Lasst die Kinder zu mir kommen und haltet sie nicht fern von mir.‹ Gerade für sie bereitet er sein Königreich zu. Er ist stärker als Zauberei und Teufel. Hat er nicht gesagt: ›Fürchtet euch nicht, denn ich bin bei euch! Erschreckt nicht, denn ich bin

euer Gott? Und: »Ich bin allezeit bei euch? Wird ein Häuptling sein Wort brechen?«

»Aber«, kam es zurück, »ich weiß genau, dass das Kind sterben muss.«

»Nun«, versuchte es Daudi von Neuem, »wenn es hierbleibt, dann allerdings. Daran wirst du keine Freude haben, aber der Buana sieht eine Möglichkeit, das Kind am Leben zu erhalten. Würde es nicht klug sein, diesen Weg zu gehen?«

Der Alte mit den Geschwüren kam dazwischen. »Tue es«, ermunterte er ihn, »tue es. Der Buana wird dir helfen.«

»Heh«, war die Antwort, »ich weigere mich!« Er drehte sich auf dem Absatz um.

Irgendjemand schob sich durch die Menge nach vorn. Ich entdeckte meinen Begleiter, den Vater des kleinen Jungen, dessen Augen ich am Star operiert hatte. Die ganze Geschichte wurde nochmals aufgerollt; dann erhob dieser Mann seine Stimme: »Hört her«, begann er, »vor einer Woche war mein Kind blind. Aber Buana tat Arznei in seine Augen und mit seinen verschiedenen Eisendingern (er meinte meine herrlichen, äußerst empfindlichen Augen-Instrumente) brachte er es wieder zum Sehen.«

»Alu«, riefen alle durcheinander, »lass es doch den Buana versuchen!«

Ärgerlich willigte der Vater ein. »Aber meine Frau muss hierbleiben, ich brauche sie zum Graben im Garten.«

Fünf Minuten später erschienen Mutter und Kind. Sie hatten sich in einem der Häuser hinter

einem Getreidebehälter versteckt gehalten. Die Frau war erschrocken, doch ich sprach ihr freundlich zu. »Keine Angst. Wir werden an deiner Stelle nach Klein-Mbuli sehen, und mit der Hilfe unseres Gottes wird er wieder sehen.«

»Aber Buana, das verstehst du doch nicht, er muss sterben, er kann nicht leben bleiben.«

»Hör zu, ich will dir sagen, warum ich glaube, dass er am Leben bleibt: Da waren einmal drei Männer. Der König ihres Landes war ein stolzer Mann. Er hatte ein goldenes Standbild von sich selbst gemacht; nun befahl er jedem, sich vor diesem Standbild niederzuwerfen. Nur drei Männer, die demselben Häuptling, demselben Gott wie ich dienen, weigerten sich, das zu tun. Sie sagten, sie beteten nur einen Gott an. ›Gut‹, erwiderte der König, ›ihr werdet in einen Ofen geworfen werden.‹ ›Nun‹, antworteten die drei Männer, ›unser Gott kann uns daraus befreien, und er wird es tun‹, und obwohl der König den Ofen siebenmal heißer machen ließ, wurden diese Männer gerettet. Dieser Gott ist auch mein Gott, und ich werde zu ihm beten, dass Mbulis Augen sich bessern und er am Leben bleibt.«

Die Frau nickte. Ich wusste nicht, ob sie alles verstanden hatte. Der Kleine fand gut zwischen Samson und Daudi im Wagen Platz. Ich sagte den Dorfbewohnern Lebewohl, ganz besonders natürlich meinem »Furunkel-Freund«, und auf ging's zum Krankenhaus.

Mbulis Augen zu behandeln, war eine verzwickte Prozedur. Auf der Hornhaut, dem klaren Teil des

Auges, war ein halbmondförmiges weißes Geschwür. Es bedurfte einiger Kokaintropfen zur Schmerzlinderung; ferner galt es, mithilfe eines angespitzten Streichholzes, eines Tropfens Karbol und hinreichender Erfahrung jede Stelle des Geschwüres zu betupfen, freilich auch ohne zu tief zu gehen. Es hing alles an einem Hundertstel Zentimeter.

Mbuli neigte zu Tränenansammlung und Zwinkern, daher goss ich ein wenig Chloroform auf eine Maske, und sobald er bewusstlos war, rückte ich dem Geschwür zu Leibe, das ihm sicherlich völlige Blindheit gebracht hätte.

Zufrieden ging ich heim. Für einige Pfennige hatten wir sein Augenlicht retten und das Zauberschreckgespenst bannen können; aber am nächsten Morgen zeigte der kleine Junge alle Anzeichen einer Lungen-Entzündung, sodass ich sehr verwundert war und Kummer mich erfüllte.

Beinahe schiefgegangen!

»Daudi«, fragte ich, »wie hat sich Jona eingearbeitet?«

»Buana, er ist ein ausgezeichnete Kerl«, antwortete mein Apotheker, »er hat das Spritzengeben sehr schnell gelernt, er geht sehr sorgsam mit den Spritzen um, nicht eine der Nadeln, die er übernahm, war verstopft. Ich denke, wir können ihm zutrauen, dass er alle Injektionen im Männersaal und bei den Kindern allein macht.«

»Gut, und füge zu der Liste für Einspritzungen noch den Namen unseres kleinen Mbuli zu. Irgendwie hat er Lungen-Entzündung bekommen.«

»Jah«, erwiderte Daudi, »Lungen-Entzündung! Buana, sagten die Dorfleute nicht, ein Zauberspruch sei gegen ihn ausgesprochen worden?« Er schüttelte den Kopf. »Buana, das sind nicht leere Worte, es sind die Taten des Satans; dich erschreckt es nicht, du bist ein weißer Mann. Aber, *heh*, mich erschreckt es, und meine Volksgenossen sind entsetzt; sie kennen die tödliche Macht des Zaubers.«

»Daudi, es bleibt uns nur eines zu tun übrig; wir müssen Gott vertrauen und die rechte Arznei geben. Wir wollen zunächst Gott um Weisheit und Bewahrung vor Fehlritten bitten.«

Wir knieten zusammen im Vorratsraum nieder. Als wir uns erhoben, gab ich Daudi Anweisungen, wie er Mbuli das Sulfapyridin geben solle.

»Jeden Morgen eine Spritze davon, Daudi, genau diese Menge!« Ich deutete auf eine Zahl im Vermerkbuch.

Er nickte. »Ich werde es Jona sagen, Buana.«

Eine Stunde später sah ich Jona aus dem Krankenzimmer kommen. Er trug Spritzen und Nadeln aller Größen und diese Leben spendende Droge, die das Grabesgeläut von Malaria sowie Lungen- und Hirnhautentzündung vertreibt.

Später am Abend untersuchte ich Mbuli noch einmal. Es ging ihm sichtlich schlechter. Seine Temperatur war hochgeschossen, er atmete schwer und zeigte das eigenartige Grunzen, das für Lungenentzündung bei einem Kind charakteristisch ist. Ich ließ ihm eine zweite Spritze geben und ging heim, in innerer Anteilnahme an seinem jungen Leben. Am Morgen war das Fieber noch höher; so setzte ich ihn auf die Liste der Schwerkranken. Immer noch war ich davon überzeugt, dass es bald besser mit ihm werden würde, da wir ihm ja die Schwefeldroge gegeben hatten. Sein Fieber musste innerhalb von Stunden sinken.

In der Stille des Nachmittags sah ich wieder nach ihm. Die Sonne brannte auf das braune, öde Land herab. Keiner ging zu dieser Tageszeit umher – nur die Insekten waren »auf den Beinen«. Ich saß an Mbulis Bett und fühlte seinen Puls. Das Kind lag im Sterben. Sein Zustand hatte sich noch verschlimmert. Mit dem Stethoskop hörte ich seine schwer auf und ab gehende kleine Brust ab und wunderte mich, dass er nicht auf die Medizin reagiert hatte.

Meine Gedanken unterbrach die Mutter des Kindes im Nachbarbett, dessen Augen ich operiert hatte. Wenn ich je einen angenehmen Patienten gehabt habe, war es dieser Kleine, und wenn je eine Mutter alle Anweisungen befolgt hatte, so war sie es.

»Buana«, sagte sie teilnahmsvoll, »er ist sehr krank.«

»Ja, sehr, ich fürchte, dass er sterben wird.«

»Hongo!«, antwortete sie und hob die Augenbrauen, »das ist doch das Kind, das sie verhext haben.«

»Ich weiß nicht, was hier zu machen ist; er hat alle Arzneien bekommen, die ihm helfen müssten, aber irgendetwas ist faul an der Geschichte. Ich werde Gott bitten, dass er mir den Ausweg zeigt.«

»Buana, in diesen Tagen habe auch ich gelernt, mit Gott zu reden.«

So knieten wir neben dem Bett des Kleinen nieder, und ich bat den Allmächtigen um Hilfe; danach betete die Frau; sie unterhielt sich ganz schlicht mit Gott. Einige Minuten darauf fragte sie: »Buana, wie wird Gott unser Gebet beantworten?«

»Ich weiß es nicht, doch irgendwie wird er es tun, du wirst es sehen.«

»Buana, die Medizinen dieses Krankenhauses sind ganz wundervoll. Ihr habt Einspritzungen, weiße und farblose und gute Augenarznei.« Ich nickte und beugte mich nieder, um den Puls des Jungen zu fühlen.

Plötzlich sagte sie: »Buana, könnte nicht die weiße Flüssigkeit dem Kind helfen? Er hat doch dieselbe

Krankheit wie der kleine Junge dort in dem Bett, dem es jetzt so viel besser geht.«

»Aber die weiße Flüssigkeit bekommt er doch dauernd«, warf ich ein.

»Nein, er bekommt sie nicht«, erwiderte die Frau. »Die Medizin, die er kriegt, hat die Farbe des Wassers. Ich sah es in der Spritze.«

»Wirklich? Bist du ganz sicher?«

Sie nickte; ich rannte hinaus und suchte Daudi.

»Hol Jona, sofort!«

»Buana, es ist sein freier Nachmittag heute. Er bat darum, zu dem indischen Laden gehen zu dürfen, zehn Meilen von hier, und borgte sich das Dienstfahrrad.«

»Daudi«, fragte ich, »hast du vielleicht bemerkt, dass Jona neuerdings mehr Geld hat als sonst? Hat er sich Kleider oder Vieh gekauft?«

»Hongo!«, antwortete Daudi und kratzte sich hinterm Ohr, »allerdings habe ich gehört, er habe sich drei Kühe gekauft.«

»Wo könnte er das Geld herhaben? Was meinst du?«

»Ich weiß es nicht. Er ist noch einer der jüngsten Pfleger, und sein Lohn ist nicht hoch, nur zwölf Schilling im Monat, außer Kleidern und Essen.«

Samson trat ein. »Buana, kennst du Jona?«, fragte er. Ich bejahte. Er fuhr fort: »Er ist fort, um sich ein Paar rote Samthosen zu kaufen. Als ich sagte, das sähest du nicht gern, antwortete er, dann würde er sie tragen, wenn du nicht in der Nähe seiest.«

»Samson, hast du bemerkt, dass Jona in letz-

ter Zeit mehr Geld als gewöhnlich hat?« Mein Verteiler nickte. »Er scheint eine ganze Menge zu haben, Buana. Vielleicht hat er von Verwandten ein Geschenk erhalten.«

Während unserer Unterhaltung war ich an einer Drogisten-Waage mit Prüfröhrchen und Spirituslampe beschäftigt. Sorgfältig maß ich die weiße Mixtur ab, füllte eine Spritze damit und eilte ins Kinderzimmer. Mbuli erhielt eine der größten Spritzen, die ich je einem Kind gegeben habe.

Als ich auf die Veranda trat, saß da ein Mann von dem Typ eines Angebers, er trug ein Paar besonders ausgefallene, kurze rote Cordsamthosen, die ich nicht ausstehen konnte. Sein Hemd war smaragdgrün, während die Socken (die Füße waren total zerissen) grellrot gefärbt waren.

»Ah«, spottete ich Daudi gegenüber, »der Regenbogen ist zur Erde heruntergekommen.«

»Jah«, erwiderte Daudi, »und gleich kommt der Donner hinterher; hör dir mal seine Geschichte an.«

»Buana«, begann der bunt gescheckte junge Herr und rollte beängstigend mit den Augen, »deine Medizin hat mir große Schmerzen gebracht.«

»Ich habe dir ja gar keine gegeben«, sagte ich, »sonst müsste ich dich doch kennen.«

Daudi grinste.

»Heh«, trumpfte der Bursche auf und rieb sich die Verlängerung seines Rückens, »ich habe aber Spritzen vom Krankenhaus bekommen.«

»Bring mir das Injektionsbuch«, bat ich Daudi. »Danke. Und wie heißt du?«

»Sulimani«, antwortete er.

Ich sah die Liste der Leute durch, die Einspritzungen erhalten hatten. Er war nicht dabei.

»Nein«, sagte ich, »dein Name steht hier nicht. Ich kann dir doch keine Medizin gegeben haben, wenn du gar nicht bei uns warst.«

»Buana, ich bekam sie nicht hier, sondern im Haus eines deiner Pfleger. Er behauptete, die bessere Medizin zu haben, die du für dich selbst brauchst. Er gab mir im Ganzen sechs Spritzen, und jetzt bin ich völlig k.o.«

»Wie viel ließ er dich zahlen?«, forschte ich weiter.

»Jedes Mal einen Schilling, Buana.«

»Könnte er Jona geheißen haben?« Der Afrikaner nickte.

»Da haben wir des Rätsels Lösung, Daudi. Dieser Schuft Jona hat die Arznei gestohlen, den Kranken entzogen und sie draußen für sich in Geld umgesetzt.«

Kurz darauf war Sulimani erfolgreich behandelt. Nach einer Stunde kam Jona zurück. Ich rief ihn ins Büro und redete nicht lange drum herum. Entrüstet leugnete er alles ab, aber er hätte kaum schuld-beladener dreinschauen können.

»Jona«, schloss ich die Sache ab, »ich habe keine andere Wahl. Dein Häuptling mag sich mit dem Fall beschäftigen. Er wird dich so bestrafen, wie du es verdienst. Weißt du nicht, dass ich Spritzen und Medizin in deiner Wohnung versteckt fand und dass ich von Sulimani alles erfahren habe? Und dafür musste

ich den kleinen Mbuli im Sterben liegen sehen, nur weil du der Stimme des Versuchers gehorchtest!?»

Der Häuptling erteilte ihm eine ordentliche Strafe; außerdem musste er für sechs Monate seine Ausbildung unterbrechen. Klein-Mbuli erholte sich sehr schnell, und drei Tage danach war er außer Gefahr. Seine Verwandten hatten die Nachricht davon allerdings noch nicht bekommen. Eines Morgens vernahm ich zu meinem größten Erstaunen den Lärm einer heftigen Auseinandersetzung im Kinderraum.

»Nein, ihr dürft nicht herein«, erklang die Stimme der Schwester, »der Buana erlaubt nicht, dass alle auf einmal hereinkommen; zwei und keiner mehr.«

Ich ging hin, um zu sehen, was los war. Außer Mbulis Vater waren Verwandte jeden Grades erschienen, auch sein Onkel, der Mattenflechter.

»Jah«, legte der Vater los. »Er war doch verhext; wir hörten, Buana, Mbuli sei am Sterben.« Ich trat ins Zimmer und sah gerade, wie eine der Verwandten dem Jungen aus einer Kürbisschale etwas zu trinken gab.

»Kommt her, seht ihn euch an«, forderte ich sie auf.

Die alte Verwandte schlurfte hinaus. Die Augen des Kindes waren noch rot, auch hatte er Husten, aber nach Sterben sah er nicht gerade aus.

»Da, was sagt ihr nun?«

»Heh«, staunte der Vater, »wir hörten allerdings etwas anderes.«

»Nun, es geht ihm viel besser, und ich bin gewiss, dass er ganz gesund wird. Geht ein wenig zu ihm, doch stört ihn nicht.«

Bald sah ich die Verwandten im Gänsemarsch über die Ebene dahinziehen. Spät am Abend kam ein Bote zu meiner Wohnung gerannt. »Buana, Mbuli hat einen Rückfall.« Als ich im Dunkeln hinüberlief, hatte ich vor mir das Bild einer alten Frau, die dem Jungen etwas zu trinken gab. Keuchend stolperte ich in das Krankenzimmer. Der Junge hatte Zuckungen, die schrecklich anzusehen waren. Alles deutete auf eine Strychnin-Vergiftung hin. Es musste sofort gehandelt werden. Wir taten, was wir konnten.

Um Mitternacht war das Kind wieder außer Gefahr. Mein Koch hatte vorsorglich Tee gemacht. Daudi und ich tranken jeder eine Tasse. Es war kurz vor zwölf, draußen heulte verloren eine Hyäne in der Dunkelheit. »Ja, Buana, jetzt sehe ich klar; wenn das Verhexen nicht klappt, hilft man ein wenig mit Gift nach.«

»Und, Daudi, wenn der Pfleger nicht die richtige Arznei verabreicht, stirbt einem der Patient unter der Hand. Es ist doch manchmal sehr schwer, nicht wahr? Ich hoffe nur, dass Mbuli nichts mehr passiert.«

Und vielleicht war es gerade gut, dass ich die Zukunft nicht kannte.

Chirurgische Streiflichter

Klein-Mbuli hatte einen Schirm um sein Bett gestellt bekommen. Einige Tage schon war seine Fieberkurve in einer Weise auf und ab gegangen, dass ich eine Komplikation seiner Lungen-Entzündung befürchtete.

Ich musste ihn im Wesentlichen chirurgisch behandeln, was örtliche Betäubungen, überaus lange Nadeln und große Spritzen erforderte. Gerade saß ich neben ihm, um die Wirkung einer Lokalanästhesie abzuwarten.

Hinter dem Schirm hörte man Stimmen. Ich stellte ihn so, dass Mbuli und ich sehen konnten, ohne gesehen zu werden. Mit einer verrosteten Drahtschere und einer gefährlich aussehenden Baumschere bewaffnet, nahm Daudi den Gips von einem gebrochenen Bein ab.

»Joh«, stöhnte der Patient. »H-e-e-e, sachte, du hast mich beinahe geschnitten!«

Daudi schnaubte. »Beinahe geschnitten! Ich möchte dich schreien hören, wenn ich dich wirklich schneide, Mfupi.«

»H-e-e-e-e«, bellte der afrikanische Bursche, »du hast mich doch geschnitten!« Daudi zog die Drahtschere heraus. »Hu, ich sehe aber kein Blut.«

Mfupi spähte durch den Schnitt im Gips, die Haut darunter war schwarz.

»Vielleicht waren es nur die Haare, die du dabei ausgerissen hast.«

»Ja«, zirpte Daudi, »vielleicht war es das. Lästig, aber notwendig.«

Mit Wucht ging er wieder ran. »*Joh! H-e-e-e pole, pole!*« (Langsam, vorsichtig!), keuchte sein Patient. Zweimal hielt Daudi inne und rieb sein Handgelenk. »*Joh!*«, prustete er, »ist das eine schwere Arbeit da. Buana wusste, was er tat, als er mich herschickte. *Joh*, bin ich erledigt!«

»*Kumbe*«, fauchte Mfupi, »bin ich etwa nicht müde? Sechs Wochen lang habe ich das Ding jetzt an mir hängen.«

»*Joh*«, wiederholte Daudi, »habe ich dich etwa aufgefordert, in ein Loch zu fallen und das Bein zu brechen? Sogar vom Fußballspiel musste ich heimkommen, um dich mit verpacken zu helfen. Hast du mich nicht eine ganze Nacht wach gehalten mit deinem Radau, weil dir die Ameisen unter den Gips gekrochen waren, wo du doch gar nicht ausgehen solltest?«

Ich schaute Mbuli an und musste lächeln. So krank er auch war, er amüsierte sich doch über die Unterhaltung. Der Vorfall mit den Ameisen machte ihm am meisten Spaß. Unser Patient war der sechzehnjährige Sohn eines Medizinmannes, doch offensichtlich hatte er keine Begeisterung für den Beruf seines Vaters. Man hatte ihn uns gebracht, und die ersten vierzehn Tage war immer irgendetwas mit ihm los; er wollte nicht gewaschen werden, ließ sich den

Lehmdreck nicht aus dem Haar nehmen, wehrte sich einfach gegen alles und jedes. Er hatte den Befehl erhalten, sich widerspenstig zu benehmen.

Eines Morgens während unserer Andacht war er mithilfe eines Stockes aus dem Bett gekrochen und hatte sich gemütlich in die Sonne gesetzt. Wir kamen gerade dazu, als er auf einem Bein herumhopste und dabei die ulkigsten Laute und höchst unpassende Worte von sich gab. Das ließ darauf schließen, dass sein komfortabler Ruheplatz zufällig auch der Aufenthaltsort einer Masse roter Ameisen war – hier bekannt unter dem Namen *siafu* –, deren Bisse ganz gewaltig zwicken. Versucht man, sie zu packen, lassen sie ihren Kopf zurück und beißen weiter.

All diese Erinnerungen tauchten bei mir auf, als ich hier zuhörte. Mit einem Seufzer riss Daudi den Gips herunter und ließ ein dünnes schwaches Bein sichtbar werden. Ich sah es mir an. Meine Finger prüften die Knochen. Sie hielten gut zusammen. Vorsichtig bog ich das Knie ein wenig hin und her. Mein Patient stöhnte.

»Drei Tage lang musst du noch warten, ehe du gehen kannst«, ordnete ich an. »Wenn du nicht hörst, gibt es Unheil. Es kann leicht wieder brechen.« Und an Daudi gewandt: »Sag James, er soll es mit flüssiger Salbe einreiben und sein Knie so bewegen.« Ich machte es vor. Daudi nickte; ich ging wieder zu Mbulis Bett.

Nun hatte es sich Daudi angewöhnt, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um den Leuten in praktischer Weise von Gott zu erzählen; er sah in den klei-

nen Alltagsdingen Gleichnisse und fand hinreichend Beispiele. Er begann, auf das Gesetz einzugehen.

»Du tust, was der Buana dir sagt, dann geht alles glatt. Dein Bein wird wieder stark sein, und du kannst gut und ohne Schmerzen laufen. Ungehorsam«, er warf seine Hand in die Luft, »und knack! Das Bein ist kaputt. E-e-e-e – das tut weh! Und vielleicht musst du dein ganzes Leben lang hinken.«

Mfupi schauderte. »Gehorche dem Buana, und alles geht gut.« Mfupi nickte.

»Genauso ist es mit Gott. Er gab uns zehn Gebote.«

Eine neue Stimme mischte sich in die Unterhaltung. »Die kenne ich. Ich glaube ihnen nicht.«

Das war die Stimme meines Küchenjungen Chidogowe, wörtlich »kleiner Esel«.

»Was machst du denn hier?«, wollte Daudi wissen.

»Ich darf doch wohl Mfupi besuchen. Er ist ja mein Verwandter. Und was diese Gebote anbetrifft, glaube ich ihnen überhaupt nicht. Sie sind nur eine Last, die sich die Europäer ausgedacht haben, damit alles schwierig wird.«

Daudi schnaufte. »Du heißt nicht umsonst »kleiner Esel! Deine Gedanken beweisen es. Brichtst du die Gebote – eins oder alle –, musst du es teuer bezahlen.«

»Kah! Du sprichst wie ein altes Weib. Sieh, monatelang esse ich schon eine Menge von dem Essen, das dem Buana gehört. Er merkt nichts. Mir passiert auch nichts. Und doch sagt eine dieser Regeln: Du sollst nicht stehlen! Das ist nur eine Geschichte, die

dich abschrecken soll, wie diejenige, die deine Mutter dir erzählte, als du noch klein warst: dass die Hyänen dich kriegen, wenn du fortrennst, während sie kocht!«

Die Unterhaltung wurde unterbrochen. Mbuli ließ ein scharfes Husten hören. Ich gab ihm Arznei, glättete seine Kissen und lächelte ihm freundlich zu. Er freute sich riesig, dass wir die anderen belauschten.

»H-h-h-h-h-hm«, schnalzte Daudi, »dann hast du also Buanas Speisen geklaut, he? Er weiß es natürlich nicht, was? Und der Koch? Weiß er es?«

»Nö«, lachte Chidogowe. »Ich bin doch schlau, was?«

Daudi schüttelte den Kopf. »Lass nur, du kannst die Gebote nicht brechen, kein einziges, ohne gründlichst bestraft zu werden. Sagt Gottes Wort nicht: ›Säst du Wind, erntest du Sturm.‹«

»Joh«, kicherte der Küchenjunge, »das glaube ich nicht.« Der Bursche mit dem Bein hörte aufmerksam zu.

»Heh, ich war auch ungehorsam und wurde dafür halb von den Ameisen aufgefressen. Jetzt werde ich den Worten des Buana gehorchen, und ich denke, sein Gott ist es wert, dass man ihm gehorcht. Sieh mal, meinst du, ich sähe nicht, wie anders Kefa geworden ist? Er sagt, es käme, weil er Gott liebt, und deshalb gehorcht er ihm auch.«

»Kah, er ist ein Dummkopf«, kam es zurück.

Eine Woche später lag Chidogowe vor mir auf dem Untersuchungstisch.

»E-e-e-e, diese Schmerzen, Buana, e-e-e-e. Mein Magen ist wie mit Steinen angefüllt.« Er zog die Knie an und gab die typischen Laute eines Afrikaners von sich, der Schmerzen hat, »o-o-o-o-o-o, ku-ku-ku-ku.«

Ich wandte mich auf Englisch an Daudi. »Er sagt, die Schmerzen hätten in der Mitte unter den Rippen begonnen, lägen aber jetzt tiefer.« Ich drückte sacht die rechte untere Seite des Bauches. Chidogowe stöhnte: »Buana, nicht! Es tut so weh.«

»Das ist der Blinddarm. Der erste Fall hier in Tanganjika, und warum? Er hat europäische Nahrung gegessen. Seit Monaten vermisste ich hier und da kleine Mengen, gestern zwei Würste; und vorige Woche hat er eine Büchse Sardinen gegessen. Das Schlimme war, dass sie ein Loch hatte und die Fische verdorben waren.«

Im Chigogo-Dialekt sprach Daudi den ängstlichen und verwirrten Jungen auf dem Tisch an: »Sagtest du nicht, dass es für dich ungefährlich sei, Gottes Gebot zu brechen? Jetzt bezahlst du für deine Dummheit. In dir rumort es fürchterlich, und wenn der Buana das nicht zur Ruhe bringt, musst du sterben.«

»Hilf mir, Buana. *Jah*, ich bitte um Verzeihung, dass ich das Essen gestohlen habe, ich will es nicht wieder tun.«

»Gut, ich vergebe dir, Bürschchen. Aber vergiss nicht, was viel wichtiger ist, nämlich Gott um Verzeihung zu bitten.«

Ich überließ es James, der sehr geschickt war, den Patienten zur Operation vorzubereiten. Er konnte

diesem Jungen auch beistehen, denn dieser hatte ja jetzt gemerkt, dass Sünde sich nicht bezahlt macht.

Mbuli lag noch fest im Bett. Daudi gab mir seine Tabelle, die ich eingehend studierte und nach der ich meine Entscheidung fällte. Seit Tagen hatte ich diese Komplikationen befürchtet. Es gab nur eins: operieren.

»Daudi, leg Mbuli auf die Bahre, gut abgestützt, und bringe ihn zum Operationstisch. Ich operiere Chidogowe lieber als das arme Kind. Chidogowe ist auch in Gefahr, aber Mbuli geht es noch schlechter, sein Leben hängt am seidenen Faden. Diese Verwandten, die ihn vergiften wollten, sind an allem schuld.«

Chidogowe war bereit. Wir gingen an die Operation, die im Heimatland so alltäglich ist: Doch es war die erste, die ich in unserem CMS-Krankenhaus¹ in Tanganjika unternahm. Daudi reichte mir eine Schere. »Buana, hat er seine Beschwerden, weil er europäische Nahrung gegessen hat?«

»Ich denke, ja. Denn in seinem Stamm, wo man nur Haferbrei und nochmals Haferbrei isst, scheint den Leuten die nicht zu bekommen. Nun, er ist mein Küchenjunge. Gib mir diese Schere, schnell – und ein Stück Katzendarm.«

1 Anmerkung des Herausgebers: CMS ist die Abkürzung für »Church Missionary Society«. So hieß die Missionsgesellschaft, für die Dr. White arbeitete.

Ja, er war mein Küchenjunge, nahm europäisches Essen zu sich, und schon hatte er diese Sache, die bei uns so häufig ist.

»Hier siehst du den Blinddarm. Schau ihn dir an!«

»Joh«, sagte Daudi, »erstaunlich, wie fein Gott uns geschaffen hat. Jeder Muskelstrang geht seinen eigenen Weg. Was brauchst du zum Zunähen?«

Der letzte Stich war getan; der Patient wurde wieder ins Krankenzimmer gebracht.

Zum Glück war Mbulis Operation in ein paar Minuten vorüber. Mich hatte irgendein Gefühl zur Eile gemahnt. Während ich mit behandschuhten Fingern hantierte, betete ich in einer Weise, die sich nicht in Worten ausdrücken lässt, die Gott aber wohl kennt und erhört. Obwohl wir anstelle richtiger Chirurgenwerkzeuge die uralten, natürlich gut ausgekochten Schneide-Instrumente benutzten, konnten wir leicht ein Stück Rippe entfernen und den Abszess, der sich in der Brust gebildet hatte, trockenlegen. Die Abflussrohre wurden eingelassen, und augenscheinlich reagierte alles richtig, schon bei solch einem kleinen Burschen.

Tag für Tag besserte sich sein Zustand, und jedes Mal wenn ich ihn besuchte, unterhielt ich mich auch mit Chidogowe, meinem Blinddarmfall. Er war nachdenklicher geworden; auch hörte er allem, was James ihm sagte, willig zu. Dass er sich innerlich gewandelt hatte, wurde recht deutlich, als ich eines Morgens, mit Tablett, Scheren, Zangen, Abstrichhölzchen und Methylalkohol bewaffnet, daran ging, seine Fäden zu ziehen. Der Bursche mit dem ge-

brochenen Bein humpelte mit einer Krücke herum. Er stützte sich auf sie und schaute uns zu. »Joh!«, machte er laut. »Das zieht! Aua. Tolle Schmerzen, Chido. Der Buana zieht mit einem Ruck, und das brennt wie Feuer.« Chidogowe überlief ein Schauer. »Ja«, gab ich zurück. »Es ist, als wenn einem Ameisen unter dem Gips entlangkriechen, wenn man nicht tut, was man soll.«

Chidogowe lachte; gleichzeitig zog ich den ersten Faden. »Buana«, fragte der Küchenjunge, »wann beginnst du?«

»Der erste ist schon raus«, erwiderte ich.

»He-e-e-e«, meinte er, »ich habe nichts gespürt.« Dann fuhr er fort: »Buana, ich habe dich bestohlen und belogen, doch du warst freundlich zu mir und rettetest mir das Leben und hattest kein hartes Wort für mich. Warum das alles?«

»Weil ich versuche, Chid, wie mein Meister zu leben; und glaube mir, das ist nicht immer leicht.«

Der nächste Tag war ein Sonntag; ich war gerade dabei, das Fleisch zu zerschneiden, als Daudi an der Tür erschien.

»Buana, da ist ein Mann gekommen. Sein Kopf ist von einer Axt getroffen worden. Sein Begleiter hat einen Ast von einem Dornbaum gehauen, das Axtblatt glitt ab und ... *Hongo!* Es schnitt in den Kopf bis auf die Schädeldecke hinunter.«

»Oh«, erwiderte ich, »da wir gerade essen wollen, und noch dazu Rindfleisch – seit drei Monaten haben wir keins gehabt, da muss dieser alberne Kerl sich den Schädel zerschneiden lassen.«

Daudi lachte. »Was soll ich tun? Beschreibe es mir.«

»Zunächst den Operationstisch vorbereiten, Alkohol usw. Es gibt eine größere Operation.«

Daudi lachte wieder. Mir war gar nicht danach zumute.

»Koche alle Instrumente aus. Die Spezialschere brauchen wir, um die Wundränder nach dem Rasieren des Schädels zu beschneiden. Alle losen Enden und Kanten sind gerade zu schneiden. Die Wunden sind mit Acriflavin zu reinigen, dann kann man zunähen.«

»Mit Pferdehaar?«

»Ja. Danach wird die Wunde mit Gaze belegt und der Kopf verbunden. Doch warum muss er gerade jetzt kommen? Bestimmt hat er Rinde und gekaute Blätter auf die Wunde gelegt und sich stundenlang mit seiner Verwandtschaft beraten. Zum Schluss erscheint er dann im Krankenhaus, wenn ich am wenigsten bereit bin, ihm zu helfen. Ich bin müde und habe Hunger. Außerdem ist's Sonntag.« Wieder kicherte Daudi.

»Was ist denn da so lustig, Daudi?« Ich kochte über.

»Warum stehst du da herum? Du solltest jetzt wissen, wie die Operation vorzubereiten ist.«

»Buana«, beharrte Daudi mit einem Zwinkern in den Augen bei seinen Fragen, »sag mir doch nochmals die einzelnen Schritte der Operation, damit ich sie auch ja gut behalte.«

Ich platzte beinahe und hätte gern gewusst, ob

Hiob sich unter solchen Umständen noch hätte beherrschen können.

»Oh, rasiere den Kopf, reinige die Wunde, beseitige die rauen Kanten, bestreiche sie mit antiseptischen Mitteln, nähe sie zu, dann Watte und Binden – nun hau ab.«

Ein breites Grinsen ging über sein Gesicht.

»Buana«, sagte er stolz, »alles erledigt!«

»Was?!«

»Ja. Genau wie du es vorgeschrieben hast. Ich habe nicht eines vergessen. Sieh, hier ist er.«

Er machte geheimnisvolle Handbewegungen, und schon kam ein Mann in Sicht, den Kopf total verbunden.

»Mbukua, Buana«, grüßte er ehrfurchtsvoll.

»Mbukua«, entgegnete ich. »Da, Buana, da ist er.«

»Aber du hättest keine Narkose geben dürfen, du weißt doch, dass ich das tue.«

Feierlich schaute Daudi mich an.

»Meinst du, ein Mann, der döst, während andere Bäume fällen, habe eine Narkose verdient, Buana?«

Tropenkrankheiten

Peng!! Ein riesiger Stein flog durch die Tür der Arz-
neikammer und zerschmetterte eine fast leere Fla-
sche Hustenmedizin. Der Boden lag voller Glas.
Samson stürzte zur Tür, um mit dem Übeltäter abzu-
rechnen, hatte aber kaum Zeit, sich zu ducken, denn
ein neuer Stein sauste unbekümmert über seinen
Kopf hinweg und riss ein beachtliches Loch in die
Lehmziegelwand am gegenüberliegenden Ende des
Raumes.

Bei dem Anblick, der sich ihm bot, warf sich
Samson mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür,
schlug sie zu und stemmte sich mit aller Gewalt
dagegen. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er einen
nur mit einem Lendenschurz bekleideten jungen
Afrikaner gesehen, der einen Stein in der einen Hand
hatte. In der anderen hatte dieser eine *panga* – ein
großes Erntemesser, das wie eine frisch geschärfte
Sensenklinge aussah und das er drohend erhoben
hatte. Samsons Eile wurde nicht gerade verringert,
als er Schaum auf den Lippen des jungen Kerls und
wildes Funkeln in seinen Augen sah.

»Ja-jagwe! Hilfe!«, schrie er, als sich das Messer ins
Holz der Tür bohrte.

Ich war im Krankensaal, einige Hundert Meter
entfernt, und befestigte gerade den wohl letzten Ver-
band auf Mbulis Operationswunde.

Als ich den Krach und gleich darauf den gellenden Schrei Samsons hörte, legte ich meine Wundzangen hin und ging in den Hof, um nachzusehen, was los sei. Von meinem Standort aus konnte ich an dem weiß getünchten Arzneimittel-Gebäude nichts Auffälliges entdecken. An seiner Ostseite lagen Tomatenbeete, die wir James verdankten. Mir fiel auf, dass Elisha, der Zimmermann, vergessen hatte, seine Leiter wegzustellen; er hatte nach einem festlichen Gelage weißer Ameisen einen neuen Balken anbringen müssen. Dann hörte ich das Zuschlagen einer Tür, »O-e-e-e-o-o-o-o – Hilfe!« von Samson und einen merkwürdigen Laut, der sich wie eine Mischung aus Kichern und Stöhnen anhörte. Ich ging um das Arznei-Gebäude herum und kam gerade recht, Samsons wild dreinschauenden Angreifer zu erblicken, wie er, die Füße gegen die Tür gestemmt, ungestüme Anstrengungen machte, das Messer herauszuziehen.

Einige Sekunden lang stand ich entgeistert da. Entsetzte Gesichter schauten durch die Tür des pathologischen Labors und das Küchenfenster. Zwei kleinere Jungen, die sich bis dahin in verdächtiger Nähe der Zuckerkammer aufgehalten hatten, rannten schreiend in den Krankensaal und verschwanden unter den Betten. In diesem Augenblick ließ das Holz der Tür das Messer fahren. Der wahnsinnige Afrikaner stieß ein gellendes Geschrei aus und stürzte auf mich zu. Ich warf ihm mein Stethoskop entgegen und rannte dann, jetzt ohne Waffen, so schnell wie möglich um das Arzneimittel-

Gebäude herum. Er kam mit verstärkter Geschwindigkeit hinter mir her, und wir rannten eine Zeit lang in gleichem Tempo an der Wand des Gebäudes entlang.

»Vorsicht, Buana«, hörte ich eine Stimme, »er rennt jetzt andersherum und will von hinten an dich heran.«

Mit einem wilden Schrei erschien er, das Messer schwingend, keine drei Meter entfernt. Selten bin ich schneller gerannt! Als ich um die Ecke kam, sah ich plötzlich die Leiter. Im Laufen zog ich sie von der Wand weg. Es gab einen dumpfen Knall hinter mir, und dann krachte die Leiter in die Tomatenranken. Von meiner verhältnismäßig sicheren Position hinter der Ecke schaute ich mich jetzt um und sah, wie mein Angreifer taumelte, beide Hände vor dem Gesicht. Er war mit dem Kopf gegen die Leiter gerannt. Das Messer lag zu seinen Füßen. Blitzschnell bückte ich mich danach, ergriff es und schleuderte es über den Zaun. Die Situation hatte sich nun geändert. Obwohl ich es offensichtlich mit einem gefährlichen Burschen zu tun hatte, fühlte ich mich nun beinahe als Herr der Lage.

Plötzlich wurde es ihm bewusst, dass ich vor ihm stand. Mit einem knurrenden Laut sprang er mich an. Wieder tat die Leiter ihren wertvollen Dienst. Er geriet mit einem Fuß zwischen die Sprossen, taumelte und fiel kopfüber hin. Ich ergriff die Gelegenheit, mich auf ihn zu knien, und rief nach Samson. Erstaunlich, wie allen innerhalb kürzester Zeit der Mut wiederkehrte. Samson hielt seine Knie, und

zusammen mit ungefähr dreißig anderen, die in der Nähe, aber nicht allzu nahe herumstanden, konnte ich nun meinen neuesten Patienten in Augenschein nehmen. Er war übersät – buchstäblich übersät – mit Geschwüren oder warzenähnlichen Gewächsen, die wie schwarze Beeren aussahen. Seine Mundwinkel boten einen schreckenerregenden Anblick. Ich räusperte mich und sagte in meinem besten Vortragston: »Dies ist einer der typischen Fälle der sogenannten *framboesia* oder Himbeerpocken. Die Krankheit wird durch einen winzigen Erreger hervorgerufen, der unter dem Mikroskop wie ein ganz kleines Stückchen gedrehte Kordel oder Schnur aussieht. Diese Geschwüre oder warzenähnlichen Dinger ...«

Da erschien Daudi mit einer Spritze in der Hand. »Morphium, Sir«, sagte er.

»Vielen Dank, Daudi«, erwiderte ich und injizierte dem sich wehrenden Patienten, der beinahe Samson von seinen Füßen warf, das Morphium, so gut es ging.

»Fülle die Spritze mit neutralisierenden Antikörpern, Daudi; ich möchte sie in die Vene spritzen.« Daudi nickte und verschwand. Ich wandte mich an Samson: »Wo war ich in meinem Vortrag?«

»Du sagtest gerade, Buana, dass diese Geschwüre nicht nur auf der Haut wachsen.«

»Ach ja. Man kann sie auch im Körper selbst bekommen, in den Muskeln zum Beispiel« – ich deutete auf eine knochig aussehende Beule an seiner Wade –, »und in den inneren Organen; der ganze Körper ist in Mitleidenschaft gezogen. Das ist auch

der Grund, warum er sich so wahnsinnig benimmt.« Alle um mich herum nickten.

»Buana«, sagte Samson, »wir nennen es *mabwaje*. Es ist sehr schwierig zu behandeln. Wir glauben, dass man es durch Zauber bekommt; denn manchmal erkranken alle Glieder einer Familie daran, viele sterben.«

Auf den Beinen des Burschen waren drei Geschwüre, von denen jedes handtellergroß war. Auf dem Rücken hatte er auch einige, nur wenig kleinere. Ich veränderte meine Position etwas, aber so, dass er mich nicht mit der Hand kratzen konnte, und sagte: »Hört zu. Innerhalb eines einzigen Monats, nach vier Injektionen und einigen Flaschen Medizin wird der Junge wieder ziemlich normal sein und nur noch geringe Spuren der Geschwüre und Geschwülste aufweisen.«

Samson lachte etwas ungläubig: »*Jah*, Buana, das können wir einfach nicht glauben.«

Er bewegte seine Hand, als wollte er sich für seine Worte entschuldigen, und gab dabei unserem Patienten Gelegenheit, sein Bein zu befreien. Und schon erhielt er einen kräftigen und gut sitzenden Tritt, der die Lage vier oder fünf Minuten lang wieder interessant machte. Als der Bursche wieder dalag, im hellen Sonnenschein, von einem halben Dutzend wackerer Gesellen grimmig festgehalten, gab ich ihm die erste Injektion. Daudi reinigte seinen Arm, und langsam rann die gelbe Arsenlösung in die Vene. Er gab schreckliche Laute von sich und spuckte mich an. Rücksichtsvoll ließ Daudis Frau ein

Stück alten Stoff auf sein Gesicht fallen. Ich zog den Kolben der Spritze zurück.

Das Morphinum begann zu wirken. Wir trugen den Burschen in einen kleinen Raum und legten ihn dort auf eine Eingeborenen-Matte. In kurzer Zeit schlief er fest. Inzwischen war eine große Anzahl von Menschen erschienen, die von dem Geschehen gehört hatten. Ich wandte mich an sie:

»Diese Krankheit ist sehr gefährlich; die Bakterien können sehr leicht von einem zum anderen übertragen werden. Alle, die den Jungen berührt haben oder von ihm berührt wurden, müssen sich unbedingt sehr sorgfältig waschen und mit dieser Medizin hier einreiben.« Ich hielt einen Topf mit Salbe in die Höhe.

Mit dem größten Interesse wurden unsere Abwaschungen und Einsalbungen beobachtet und von manchem Kommentar begleitet.

Ich flüsterte Daudi zu: »Welch eine Gelegenheit! Ich erzähle ihnen jetzt einen Teil einer Geschichte, und du nimmst den Faden auf und sagst ihnen das Wort des Lebens.«

Daudi schaute mich an und lächelte: »Buana, es gibt hier viele Leute, die keinen ansteckenden Kranken anfassen würden. Warum hast du es getan?«

»Daudi, wenn wir ihm dadurch, dass wir ihn von seiner üblen Krankheit befreien, helfen können, den Herrn Jesus kennenzulernen, dann ist es wohl ein kleines Risiko wert.«

Ich stand im Schatten eines Granatapfelbaumes und wandte mich nun zu all den Umstehenden.

»Es gab einmal einen Mann wie unseren Freund hier, der hieß ›Viele Teufel‹. Er war so stark, dass er Ketten zerbrechen konnte, so wie ihr eine Schnur zerreißt. Keiner wagte sich in seine Nähe, bis eines Tages Jesus, der Sohn Gottes, des Weges kam. ›Viele Teufel‹ stürzte aus seiner Höhle; da stand Jesus diesem wilden, starken Mann plötzlich unmittelbar gegenüber.«

»Jesus muss sehr mutig gewesen sein«, meinte einer.

»Das war er, in der Tat. Er hatte auch die Macht, diesen Mann von der Krankheit seines Geistes zu befreien. Benahm dieser sich eben noch wild und gefährlich, so war er in der nächsten Minute schon völlig normal.«

Mbulis Onkel, der nun schon tagelang bei uns herumlungerte, sagte spöttisch: »Das glaube ich nicht. Es ist eine Lüge.«

Ich erwiderte: »Wirst du es dann glauben, wenn der Junge gesund wird?«

»H-e-e-e-e-«, sagte er, »der und gesund werden! Ha-ha, H-h-h hough!«

Da mischte sich Daudi ein: »Du musst natürlich spotten. Dabei weiß jeder, wie berüchtigt dein Leben ist. Du hast ja selbst schreckliche Übel in deiner Seele, die geheilt werden müssen.« Dann wandte er sich an alle:

»Hört zu, dieser Mann ›Viele Teufel‹ wurde von Gottes Sohn geheilt. Er hatte danach nur den einen Wunsch, nämlich ihm zu folgen und für ihn zu arbeiten. Schaut, Jesus hat für viele von uns hier das Gleiche getan. Er hat die Schuld der Sünde von uns

genommen. Er nahm die Strafe für unsere Sünden auf sich. Weil er gekreuzigt wurde, sind wir gerecht gemacht vor Gott. Wenn ihr sehen werdet, wie dieser Patient sich von Tag zu Tag bessert, werdet ihr euch an meine Worte erinnern.«

Und es wurde tatsächlich besser mit ihm auf wahrhaft dramatische Weise. Ein oder zwei Tage lang hielt er uns auf Trab, aber dann war sein Wahnsinn eines Morgens verschwunden. Mbuli, dem es ausgezeichnet ging, war lebhaft daran interessiert. Zuerst hatte er ziemliche Angst gehabt; das Schreien des neuen Patienten hatte ihn erschreckt. Als es ihm aber besser ging, begann Mbuli, mir täglich einen Bericht über das Aussehen der Geschwüre unter den Verbänden zu geben.

»Buana, das eine auf seinem Rücken war so groß wie ...« (hier öffnete er seinen Mund so weit, wie man es einem so kleinen Kerl kaum zugetraut hätte), »und jetzt ist es so« – dabei spitzte er den Mund, sodass er aussah wie ein Sixpence-Stück.

Die Besserung hielt an. Er bekam die zweite Injektion.

Die Geschwülste verschwanden, und die Geschwüre heilten ab. Er sah aus wie ein einziger Verband und gab damit Daudi eine ausgezeichnete Gelegenheit, die jüngeren Verbandsgehilfen das Verbinden zu lehren. Nachdem wir ihn einen Monat lang behandelt hatten, war er ein durchaus normaler junger Bursche, der nur ein paar hässliche Narben als Erinnerung an die scheußliche Krankheit zurückbehalten hatte.

Er und Mbuli, der als Genesender das Bett jetzt schon verlassen konnte, saßen in der Sonne und beobachteten Daudi beim Spritzengeben. Als ich zu ihnen trat, zeigte mir der Junge seine Narben. Ich schaute ihm ins Gesicht: Wahnsinn und Schaum waren ganz verschwunden; an ihrer Stelle sah ich jetzt ein intelligentes Lächeln. Das war sicherlich eine moderne Version des neutestamentlichen Geschehens.

»Kah!«, sagte der Junge, »sieh, ich bin ein neuer Mensch.«

»Es ist wahr«, erwiderte James, »sagt nicht die Bibel, dass wir von Neuem geboren werden müssen, wenn wir wirklich leben wollen? Das ist jetzt an deinem eigenen Körper geschehen. Das Gleiche kann auch mit deiner *mitima* (Seele) geschehen.«

»Ich möchte hier beim Buana bleiben und lernen.«

»Nein«, sagte ich, »ich möchte, dass du heimgehst und deinen Freunden berichtest, wie es der Mann ›Viele Teufel‹ in der Bibel getan hat.«

»Wer wird mir aber von Jesus sagen, Buana?«

»Ich werde es tun«, kam eine neue Stimme.

Ich schaute auf und sah Tadayo, einen unserer Lehrer aus dem Busch.

»Ich will dir von ihm erzählen, und zusammen wollen wir dann den anderen zeigen, wie Gott das Leben lebenswert macht.«

In der Nähe hörte man Töne wie bei einem Handgemeine: Da erschien Daudi, Mbulis skeptischen, sich nun heftig wehrenden Onkel halb hinter sich herziehend.

»Ich will ihn nicht sehen.«

»Doch, du wirst«, sagte Daudi, nach Luft schnappend, »vor einem Monat hast du gesagt, er würde nicht wieder gesund werden. Du sagtest, Jesus könnte den Mann »Viele Teufel« nicht geheilt haben. Du ...«, er hielt inne, um Atem zu schöpfen.

Der Junge kam herüber zu ihnen und zog sein Hemd aus. »Schau, meine Geschwüre sind verschwunden, ich bin geheilt.«

Der Skeptiker schluckte heftig: »Es ist ja nicht derselbe«, brummte er.

Es gab ein dröhnendes Gelächter.

»Doch, ich bin der Gleiche«, sagte der Junge, »aber ich bin wahrhaftig ein neuer Mensch. Die Geschwüre sind verschwunden. Mein Kopf ist klar. Ich bin wieder gesund.«

»Kah!«, sagte der alte Mann, »das ist Teufelswerk.«

»Nein«, erwiderte Daudi, »es ist Gottes Tat.«

»Hick!« ... »hick!«

»Buana, wir haben nur noch zwei Kisten voll Binden. Das wird nicht länger als einen Monat reichen für Geschwüre und Aussatz.« Nur halb verstand ich die Worte, denn ich hatte mein Stethoskop in den Ohren und hörte gerade Mbulis Brust ab.

»Oh, ihr habt nicht mehr viel Verbandszeug?«

»Nein, Buana«.

»Schön, ich komme gleich, will eben erst die Kindervisite beenden.«

»Atme mal tief!« Mbuli gehorchte bereitwillig. Seine Augen waren wieder fast normal, und er konnte sich mit seiner Spezialaugensalbe selbst behandeln.

»Dreh dich rum, Mbuli.«

Beinahe wie ein Soldat gehorchte er. Ich horchte jene Stellen ab, die vor kurzer Zeit Gefahrenpunkte gewesen waren; doch es war alles in Ordnung.

»Los, raus, Mbuli, wir werden jetzt deine Abreise vorbereiten.«

Ich schaute ihm zu, wie er sich davontrollte, und ging dann zur Veranda, wo sonst die Leute warteten. Als niemand zu sehen war, sah ich ins Leinenzimmer hinein. An seiner Maschine saß Johannes.

»Buana«, begann Johannes, »hier hat man vier Tücher in der Mitte geflickt, und die Flicker wurden wieder geflickt; sie sind gerade noch für Binden zu gebrauchen.«

»Großartig«, lachte ich, »fantastisch! Binden brauchen wir gerade. Schneide sie in drei Zentimeter breite Streifen; ich schicke einige Missionsschulmädchen, die können sie aufrollen für die Geschwürs-
abteilung.«,

Ich öffnete die Schranktür, um den Vorrat zu überprüfen; als ich bei 24 war, hörte ich plötzlich: »Hick!«

Ich hielt inne und wandte mich um, doch Johannes nähte eifrig. Meine Ohren mussten mich wohl getäuscht haben, so legte ich das dritte Dutzend Bandagen wieder an ihren Platz, doch schon wurden meine Überlegungen wieder unterbrochen. »Hick!«

»Johannes, ist dein Magen unzufrieden?«

Johannes stellte einen seiner geheimnisvollen Hebel ab und sah mich fragend an. »Wie bitte, Buana?«

»Johannes«, begann ich von vorn, »ist dein ...«

»Hick«, ertönte es irgendwo, ganz in unserer Nähe. »Da! Hast du es gehört?« Als Antwort kam es wieder von draußen: »Hick!« Johannes bog sich vor Lachen. »*Jo juli jiinji mono jena zinwikwi.*« (Da hat einer den Schluckauf.) Ich lachte, und schon drang der interessante Laut wieder durchs Fenster.

»Wohl einer der kleinen Jungen, Johannes, der zu viel Haferbrei gegessen hat.«

Ich ging wieder daran, die Bandagen zu zählen, doch das war leichter gewollt als getan, denn nach jeder halben Minute ging es »hick«. Den Höhepunkt erreichte die Sache, als ich endlich, um meine

Neugier zu befriedigen, den Kopf aus dem Fenster steckte, wobei ich an die schön gestapelten Binden stieß und sie alle zu Boden prasselten. »Kah!«, rief ich ärgerlich. »Hick!«, kam es von draußen zurück.

Johannes grinste über das ganze Gesicht. »Geh du und sieh nach, was da los ist, Buana. Ich werde sie aufheben.«

Im Schatten saß ein Mann in den mittleren Jahren, der aussah, als sei seine Haut ganz fest über seine Knochen gespannt.

»Mbukua« (Guten Tag!), grüßte ich.

Er öffnete den Mund, um den Gruß zu erwidern, doch bevor das passende Wort herauskam, durchfuhr ein heftiges Zucken die magere Gestalt, dazu ein lautes »Hick!«

»Joh, Buana«, stieß er schließlich heraus, »hör doch, wie mein Magen knurrt! Ich – hick ...« , er umklammerte mit seinen Händen sein fleischloses Zwerchfell. »Hoh! Denk dir, er schreit Tag und Nacht. Ich ... hick ...«

Er sah mich flehentlich an. Nur mit größter Mühe konnte ich das Lachen unterdrücken. Daudi kreuzte auf, und ich richtete es so ein, dass ich ihm zuwinkern konnte. Er nickte und war ruhig. »Erzähle mir deine Geschichte«, forderte ich den Mann auf, »damit ich dir helfen und dir Medizin geben kann, die die Stimme deines Magens zum Schweigen bringt«, und Daudi fragte ich auf Englisch: »Sag, Daudi, was ruft Schluckauf hervor?«

»Buana, ganz sicher weiß ich es nicht, aber ich denke, der Magen.«

»Nein«, lachte ich, »das stimmt nicht. Es ist ein Spasmus – eine Art Krampf der großen Muskeln, mit denen man atmet. Doch irgendetwas macht das Bild unklar: Es kann die Leber, es kann auch der Magen sein. Wir werden es bald herausfinden.«

Der spindeldürre Eingeborene sah mich neugierig an.

»Buana, du sprichst da Worte, die ich nicht verstehe. Ich bin gekommen, um mir helfen zu lassen. Wie ich mich nach Ruhe da drinnen sehne! Ich kann kaum schlafen, denn sogar, wenn ich ruhig liege und der Schlaf langsam kommt, dann – hick ...« Er streckte die Hände aus. »Da hast du gesehen, was geschieht, Buana. Ich habe keinen Appetit. Meine Beine tun schrecklich weh. *Joh!* Der Magen beißt mich, und mein Bauch ist voller ruheloser Schlangen, die sich gegenseitig anzischen und sich dort drin herumschlängeln. Meine Tage und Nächte sind schrecklich. Ich finde keine Ruhe ... hick ...«

»Geh hinüber in den Vorbehandlungsraum«, sagte Daudi, »der Buana wird dich untersuchen.«

Ich schickte ihn in den Pathologieraum, wo Daudi mit dem Mikroskop arbeitete. Als der Alte vor mir auf dem Tisch lag, betastete ich vorsichtig seine Rippen und hörte das Herz ab, denn es hatte sicherlich gelitten. Jede Möglichkeit wurde abgewogen, um jenen schwachen Laut ausfindig zu machen, der so leicht Gefahr bedeuten konnte; da geriet beinahe mein Trommelfell in Gefahr durch ein gewaltiges »hick« meines Patienten. Es hörte sich an wie der Vater aller Schluckaufs. Mein erschrockenes dum-

mes Gesicht machte dem Patienten großen Spaß. Er lachte herzlich, wobei er dauernd von seinem »hick« gestört wurde. Bei seinem Lachen bemerkte ich etwas Eigenartiges: Dicht unter den Rippen trat eine Schwellung hervor, die nicht dorthin gehörte. Ich fühlte sie vorsichtig ab, konnte aber nichts Gewisses herausfinden. Als meine Hände hier und dort entlangtasteten, stöhnte und grunzte er fürchterlich. Er hatte alle Anzeichen von Blinddarmentzündung, dann wieder deutete vieles auf Magengeschwüre hin. So blieb ich in Unwissenheit, bis Daudi eintrat und mir ein Stück Papier reichte. Darauf stand, in Daudis bestem Englisch, »Muck-auf«.

Ich lachte: »Daudi, das heißt doch ›Schluck-auf!‹
»Joh! Ist Englisch nicht eine ulkige Sprache?«

Was er unter dem Mikroskop gesehen hatte, klärte die ganze Sache auf. Unser Patient litt unter Amöbenruhr.

»Buana, du kannst sie dort drin herumschwimmen sehen«, und natürlich musste ich hineinschauen. Als ich den Raum verließ, gab mein Patient einen Laut von sich, der wie der letzte Schuss der Parther klang.

Unter dem Mikroskop sahen wir eine Ansammlung sonderbarer kleiner Lebewesen, die wie Öltropfen aussahen. Sie bewegten sich wie im Taumel hin und her, streckten gespenstisch ihre Beine aus und zogen sie schnell wieder ein. Ich nickte und rief Samson.

»Eine Flasche mit brechwirkender Spritzenflüssigkeit bitte.«

»Emetin«, klärte ich Daudi auf, »ist das beste Mittel, um diese kleinen *dudus* zu töten. Man macht es aus einer Pflanze, die *Ipecacuanha* heißt.«

Daudi verdrehte die Augen und versuchte, es zu wiederholen: »Ipi« – und dann kam es mit breitem Lächeln heraus – »hick«.

»Nein«, verbesserte ich, »Ipecacuanha. Wie buchstabierst du es?«

»Ipecac ...«, sagte Daudi.

Ich lächelte und hoffte nur, dass er mich nicht fragen würde!

Bald lag unser Patient im Bett. Samson gab ihm die Spritze. Er musste eine Arznei nach der anderen nehmen. Das Ergebnis war: Unser Patient »hickte« und »hickte« immer weiter. Sein Zustand wurde schlechter. So entschloss ich mich zu einer drastischen Maßnahme.

»Mein Freund, in deinem Bauch sieht es schlimm aus. Du hast etwas, was dir das Leben immer weiter versauern wird, wenn es nicht herausgenommen wird.«

Der arme Bursche schüttelte den Kopf: »Wahrhaftig, Buana, es bringt mich um, es macht mich noch ganz tot. Buana, nimm es weg. Du bist der Einzige, der das kann.«

Bitter wandte er sich zu dem Patienten im nächsten Bett hin. »Der hat mir viele Monate lang Medizin gegeben. Er ist ein Zauberdoktor. Er und meine Verwandten haben alles falsch gemacht.« Er fasste meinen Arm. »Buana, nur du kannst mir helfen.«

Ich flüsterte Daudi etwas zu, und bald darauf brachte er eine Flasche, an deren Korken verschiedene Gummischläuche und Hähne befestigt waren. Alle Kranken im Zimmer schauten interessiert zu, deshalb erhob sich ein Gemurmel der Missbilligung, als wir eine spanische Wand um das Bett stellten.

Als ich die verschiedenen Schläuche miteinander verband, sah ich Mbulis Auge durch einen Riss spähen; im Flüsterton gab er den anderen Kranken laufend Bericht über alles, was ich unternahm. »Er pumpt die Flasche auf«, hörte ich ihn flüstern. Ich drehte an einem Hahn; zischend entwich ein wenig Luft.

»Was macht er?«, fragte eine tiefe Stimme.

»Er stellt die Dinger an und ab«, raunte Mbuli. Dann war es still, doch plötzlich: »Joh! Er hat eine Nadel in ihn hineingestochen, es ...«

Daudi packte die Schutzwand und nahm sie fort. Das Geflüster hörte auf, man vernahm flinkes Barfußgetapse.

Mein Patient erfasste die Bettränder und »hickte« stoßweise. Plötzlich wurde der Schlauch hin und her gezerrt, und Flüssigkeit ergoss sich in die Flasche. Der Mediziner im nächsten Bett schoss empor; da saß er, mit offenem Mund und Augen, die hervorstanden wie Orgelregister! »Joh!«, brachte er dann doch noch heraus.

»H-e-e-e-e«, fragte Daudi, »ein Abszess in der Leber, wie?!«

Ich sah ängstlich auf meinen Patienten, doch der strahlte. »Joh! Buana, irgendetwas ist passiert.

H-e-e-e-e, das hat meinen Magen zur Ruhe gebracht, ich spüre es, die Schlangen winden sich nicht mehr in mir herum.«

»Mein Freund«, erwiderte ich, »wir haben das aus deinem Körper genommen, was dir so viel zu schaffen machte.«

»Wahrhaftig, Buana.«

»Wolltest du, dass der Buana das tat?«, erkundigte sich Daudi.

»Joh!«, sagte der Patient, »das wollte ich.«

»Ja«, fuhr Daudi fort, »mir ging es auch so, als ich Jesus bat, mir meine Sünde wegzunehmen; und als er es getan hatte, atmete ich erlöst auf. Das war aber erst der Anfang. Sieh, er hat mich stark gemacht und mir beigestanden, genauso wie der Buana dir helfen will und dich kräftig macht.«

»Joh!« Mehr sagte der Patient nicht.

Ich fand den Augenblick nicht gerade passend für eine Predigt, aber Daudi kannte die Afrikaner weit- aus besser als ich. Eine Woche später hatte mein Patient bereits sechs Spritzen erhalten, er saß aufrecht im Bett und vertilgte alles Essbare, was er erreichen konnte.

»Joh!«, meinte er einmal, »ich brauche zwei Dinge, Buana, Nahrung für meine Seele und Nahrung für meinen Leib.«

Er schluckte wieder eine Handvoll Haferbrei; den Mund noch halb voll, sagte er:

»Buana, James erzählt uns jeden Tag von Gott. Er erklärt uns alles mithilfe von Bildern, und jetzt bringt er mir das Lesen bei, damit ich mehr über Gott ler-

nen kann. Von jetzt an will ich ihm dienen. Vor nur einer Woche war ich fast ein toter Mann, und nun lebe ich und bin glücklich.«

»Hick!«, machte Daudi, der hinter ihm stand. Mein Patient grinste freudig.

»Joh, Buana, sie foppen mich, aber ich bin froh, denn sie sind meine Freunde und sie haben mir die Worte Gottes beigebracht.«

Jagd auf ein Schmorgericht

Eine Arzneisendung war angekommen, und wir freuten uns mächtig; denn die meisten Mittel waren sehr knapp geworden. Es war ein wunderbares Gefühl, die gefüllten Behälter anzusehen. Wir stapelten nun Büchsen, Flaschen und Pakete im Lagerraum auf.

»Joh«, Samson rieb sich vergnügt die Hände, »es ist herrlich, für sechs Monate Vorrat zu haben.

»Immer langsam«, erwiderte ich, »ich kenne dich! Wenn wir alles in Hülle und Fülle haben, ist's gut. Du trägst hier welche hin und fährst dort welche auf, und sobald die Flasche halb leer ist, dann ...«

Samson nickte. »Aber Buana, wenn wir schon Arznei für ein Jahr bekommen, warum gibt man uns nicht auch so viel, dass es für ein Jahr reicht? Gewöhnlich ist sie doch am Ende von acht Monaten aufgebraucht, und dann müssen wir sie rationieren.«

Daudi grinste. Rationierung war nichts Neues in Tanganjika. Er hob eine Büchse mit Aspirin hoch.

»Zehn Schilling ist das wert! Tausend Kopfschmerzen für zehn Schilling! Joh! Manchem von unseren Leuten werden die Tabletten helfen, und er wird dankbar an den Spender denken.«

Gerade wollte ich seine Worte bekräftigen, da flog die Tür auf und Mbuli schoss wie ein Torpedo herein, bevor er durch den ganzen Raum wirbelte. »Joh, Buana, dein Gewehr, schnell!«

Er war zu sehr außer Atem, als dass er sich hätte

klar ausdrücken können; so sah ich im Geiste bereits Löwen, tollwütige Hunde, Giftschlangen oder Leoparden in einer Falle vor mir.

»Joh!«, rief er wieder, »Buana, schnell. Da unten grasen sechs Böcke im Korn hinter deinem Garten. Du kannst dich hinter einigen Felsen an sie heranschleichen, dann bist du so dicht dran, dass du sie nicht verfehlen kannst.«

Samson und Daudi lächelten. Ich ergriff meinen Tropenhelm und rannte heim, um dort meine uralte Büchse und eine Schachtel Patronen zu holen. Es war das einzige Schießinstrument, das wir besaßen, und man konnte nicht viel von ihm erwarten.

Daudi hatte ein Jagdmesser in der Hand und Samson einen Knüppel.

»Kah«, rief Daudi, »vielleicht erschreckt deine kleine Kugel das Tier so, dass es lange genug still steht, und ich es mit diesem Messer töten kann.«

»Joh«, prahlte Samson, »nur eine einzige gute Gelegenheit für diesen Knüppel, und es gibt Fleisch für das Krankenhaus.«

Ich reinigte den Lauf dieses miserablen Schießprügels. »Buana, komm doch, komm!« Mbuli sprang aufgeregt herum.

»Wir wollen Fleisch, oh, das gibt Braten und Soße in Menge!«

Er lief uns rückwärts voraus, um uns schneller nachzuziehen. Die Wurzel eines Baobabs war sein Verhängnis. – Wir sahen nur noch, wie seine Beine kerzengerade zum Himmel ragten, und hörten einen gellenden Schrei.

»Ruhig«, raunte Daudi ihm zu, »willst du deinen Festschmaus davonrennen sehen?«

»Mach ihm nicht zu große Hoffnung. Die Chancen mit diesem Ding hier sind nur sehr gering. Man muss vier Zentimeter höher zielen und einen Fuß nach – ja, wenn ich noch wüsste, nach welcher Seite.«

Wir näherten uns dem Garten, halb kriechend, halb gehend. Zum Glück war uns der Wind günstig. Hinter mir zischte jemand: Daudi hatte auf einem Stück Dornast gekniet und zog vorsichtig einen Zentimeter dieses scheußlichen Zeugs aus seinem Knie.

Wir folgten einer Kurve des trockenen Flussbettes, durch das wir schritten. Vor uns tauchten Granitblöcke und Felsgeröll auf. So leise, wie wir irgend konnten – und das bedeutete Kriechen durch Dornbusch, der Blätter wie Bajonette hatte –, erreichten wir einen Hügel, und da standen sie auch schon, vier Gazellen, und fraßen ganz zufrieden unsere Maiskolben ab. Ich visierte sie an, wobei ich sorgfältig den großen Bock aufs Korn nahm; er war etwa 50 Meter entfernt.

»Kah«, kommentierte Samson, »der ist zu weit weg!«

Daudi hatte sein Messer gezogen und stand da wie ein Sprinter am Start. Ich zielte vier Zentimeter über und einen Fuß links von der Schulter des Bockes und feuerte. Beim Krachen des Gewehres erhoben die Tiere ihre zarten Köpfe, bewegten sich aber keinen Schritt weiter. Ein jämmerliches »Peng« deutete uns an, dass meine Kugel an einen Felsblock geraten war.

Mbuli keuchte vor Aufregung und ballte die Fäustchen.

Schweigend lud ich wieder. Als sie nichts sahen, grasten die Tiere weiter. Diesmal zielte ich einen Fuß breit nach rechts und drückte ab. Der Bock fiel nach vorn. Daudi sprang heraus und rannte wie um sein Leben, doch er war noch nicht halbwegs bei dem Tier, als es aufsprang und auf die steinbedeckten Hügel jenseits des Tales zugaloppierte.

»Kah«, maulte Samson, »jetzt ist's weg. Wir hätten warten sollen, bis sich die Verwundung auswirkte. So haben wir dem Tier Schmerzen bereitet, und unser Kochtopf ist leer.«

Daudi war schon außer Hörweite, verfolgte aber hartnäckig die Spur des Tieres. Mbuli trippelte hinter ihm her.

Samson und ich bildeten die Nachhut. »Joh«, krächzte Samson, »es hat doch keinen Zweck, Buana.« Wir kämpften uns gerade auf schmalen Pfad durch dichtes Kaktusgewirr, wobei wir ein lautes Steingetöse verursachten. Wir standen auf dem Gipfel des Hügels und überschauten die ganze Ebene. Zwanzig Meter entfernt hockte ein Felsenkaninchen, fast vollständig getarnt durch sein steinfarbenes Fell. Ich legte an, und diesmal hatte meine Geometrie mehr Erfolg. Wir schritten weiter, Samson trug das Tierchen.

»Schau, Buana«, tröstete er sich, »wenn wir schon kein Fleisch haben, so doch wenigstens Suppe.«

In einer halben Meile Entfernung sahen wir Daudi, der sich immer noch dem verwundeten Bock

schleichend näherte. Er krabbelte den vom Wasser zerfurchten Abhang hinauf, auf das Tier zu, das keuchend unter einem Felsen stand.

»Wenn du bloß ein Sportgewehr hättest, Buana.«

»Keine Angst«, lachte ich. »25 Schilling für die Schieß-Erlaubnis! Und das bei meinem Einkommen.«

»Aber denk mal an das viele Fleisch, das du für das Krankenhaus bekommen würdest.«

»Und denk du mal an die viele Zeit, die ich zum Jagen brauchen würde. Du weißt, dass jede Minute einer aufkreuzen und rufen kann: »Buana, ein Bein gebrochen, Buana, ein Baby angekommen.«

Er lachte. »Aber, Buana, brauchst du denn für diese Knarre da keinen Schieß-Schein?«

»Zehn Schilling im Jahr, auch darf ich nur schießen, wenn das Wild in die Gärten eindringt.«

»O-o-o-o-oh«, staunte Samson. »Sieh da, Daudi!«

Er war bis auf fünf Meter an das Wild herangekommen, doch plötzlich sprang es davon und kam gerade auf uns zu. Wir duckten uns nieder. Es kam bis auf dreißig Meter heran, doch dann stand es ganz still und schaute uns an. Ich zielte genau, doch bevor ich abdrücken konnte – fiel es tot zu Boden!!

»Hoh«, rief Samson, »es muss einen Schrecken bekommen haben, als es uns sah!«

»Nun ja, Schrecken oder nicht, da ist unser Festessen.« Keuchend vor Anstrengung kam Daudi bei uns an. »Joh, wo ist es, Buana?« Ich zeigte auf das Tier.

»... Wie? ... Was?!«

»Es ist gerade hier angekommen, sah Samson und schon brach es zusammen!«

»Joh«, prustete Daudi, »wahrscheinlich!«

Mbuli, der auf einem Felsblock herumkroch, durfte das geschossene Kaninchen tragen. Wir anderen ließen uns nieder, damit Daudi erst einmal zu Atem kam. Ich hielt Ausschau über die weite Ebene. Da fiel mir mitten in einem üppigen Kornfeld ein anders gefärbter Flecken auf. Ich zeigte ihn Samson und fragte, was dieses dunkelgrün bewachsene Rechteck mitten im Getreide zu bedeuten habe. Daudi sah sich die Sache ebenfalls sehr genau an.

»Kah«, sagte er, »das konnten wir von unten nicht sehen.«

Er sah Samson an, und beide nickten bedeutungsvoll. »Das ist *nhonde*.«

»Ich will's mir mal ansehen, ich meine zu wissen, was *nhonde* ist.«

»Buana, du kannst doch unser Fleisch nicht hier liegen lassen. Die Hyänen sind schnell hier.«

Der Bock wog mindestens einen Zentner. »Nun ja«, grinste Daudi, »der Buana hat ihn geschossen, ich habe ihn gejagt, und nach Hause tragen darfst du ihn.«

Samson grinste ebenfalls, schwang sich das Tier über die Schultern, und wir marschierten los.

»Buana«,klärte Daudi mich auf, »*nhonde* ist eine sehr starke Droge. Die Leute schnupfen es und träumen dann vor sich hin. Ihr klarer Verstand verschwindet, sie benehmen sich wie Affen und sind für alle anderen eine Gefahr.«

Wir waren an dem Feld angekommen. Eine Menge Menschen kam herbei, um das Ergebnis

unserer Jagd zu sehen, doch ich merkte, dass sie sich von dem Feld fernhielten.

Während wir in der Abenddämmerung heimwärts gingen – den Bock trugen wir abwechselnd, jetzt an einer Stange –, sagte Daudi: »Buana, das war ein gutes Feld; eine wahre Augenweide mit seinem kräftigen Wuchs und den dicken, gesunden Kolben, aber in seiner Mitte steckt Verderben und Tod, sorgfältig verborgen. Nur wenn man über ihm steht, kann man dieses todbringende Gewächs sehen.«

Am Abend hockten wir um dampfende Kochtöpfe mit schmorendem Gazellenfleisch; beim Schein des Feuers erzählte Daudi die Geschichte vom guten Getreide und der gefährlichen Giftpflanze.

Auf meinem dreibeinigen Hocker sitzend, vernahm ich es noch einmal: »Was Gott sieht, das ist das Entscheidende, und Gott sagt nicht, dass du sündigen und trotzdem gut davonkommen kannst.«

Fast jedem, der bei unserem Schmaus dabei war, wurde dieser wichtige Punkt in den nächsten drei Tagen noch einmal eindringlich nahegebracht.

Brillen

Aus der Heimat hatten mir Freunde Brillen geschickt, die sie nicht mehr brauchten.

Da waren vergoldete Rahmen und Horngestelle, randlose Gläser und Doppelglasbrillen, Kneifer sowie halbmondförmige und vollmondartige Exemplare – bis hin zum letzten Schrei von New York; sie alle in Etuis von hunderterlei Farben und Größen, heil oder kaputt. Es war eine erstaunliche Sammlung, und eine äußerst nützliche dazu, die unser Brillenlager schmückte. Jedes Etui trug innen die Typenbezeichnung des Glases, und um von vornherein diejenigen zu entmutigen, die gern Brillen kauften, um ihr Aussehen zu »verbessern«, brumnten wir ihnen für solche Gläser vier Schilling und für die Behandlung noch mal einen halben auf.

An der Wand hing die übliche Augenprüftafel. Die obere Reihe trug riesige Buchstaben XB, darunter HPEB. Etwas kleiner folgten ELCTG, noch kleiner LPBFDEZ und zum Schluss ganz winzige Dinger, in langer Reihe.

In der Eingeborenensprache waren eine Reihe anderer Tafeln in verschiedenen Formen und Farben geschrieben. Der Stolz unseres Krankenhauses war eine große Schachtel mit Linsen, das Dankopfer einer Dame, die durch ärztliche Hilfe ihr Augenlicht wiedergewonnen hatte. Sie wollte ihren Dank praktisch ausdrücken und fand bestimmt keinen besse-

ren Weg als diesen, nämlich Afrikanern mit ihren vielen Augenleiden zu helfen.

Eines Morgens warteten geduldig einige Leute auf mich. Drei von ihnen waren Lehrer unserer Missionsschulen im Busch. Einer trug die Spuren einer Staroperation und wartete sehnsüchtig auf die großen dicken Linsengläser, die ihm nach Jahren der Blindheit wieder das Lesen erlauben würden. Er schüttelte mir fest die Hand. »*Kah*, Buana«, strahlte er mich an, »bin ich nicht glücklicher als jeder andere? Ich kann bedrucktes Papier mit den Fingern und mit den Augen lesen! Sieh, bei Nacht, wenn ich kein Öl für meine Lampe habe, benutze ich die Finger.«

Er wandte sich zu seinen Mitpatienten: »*Jah!* Das Blindsein hat auch seine guten Seiten, man schätzt seine Augen nie so hoch wie in dem Augenblick, wo man wieder sehen kann!«

Er lachte herzlich. Als ich ihm die Gläser in seinem kohlschwarzen Gesicht befestigte, nahm er ein Testament zur Hand, blätterte darin und las: »Eins weiß ich: Früher war ich blind, aber jetzt sehe ich.« Dann nahm er die Brille ab, hauchte sie an und reinigte sie am Zipfel seines Hemdes; dies trug er über der Hose. Er setzte sie wieder auf die Nase, packte das Futteral sorgsam in einen geblümten Beutel, rückte seinen abgetragenen Hut zurecht und spazierte davon, ein Bild des Glücks. »Buana«, kam er nochmals zurück, »ich habe euch eine Ziege mitgebracht, um mich dankbar zu erweisen für all das Gute, was an mir getan worden ist. Wann werdet ihr sie schlachten?« (Es ist alte afrikanische Sitte, dass

der Geber an dem Schmaus teilhat.) Ich rief ein jüngeres Mitglied unseres Personals, und wir beschlossen ein *sikuku* (Festessen) für denselben Abend.

Mein nächster Patient saß und betrachtete die Tafel mit ihren komischen Buchstaben. Bei der dritten Linie hielt er inne. Ein Gestell schmückte seine Nase, während wir verschiedene Linsen ausprobier-ten.

»Besser? Schlechter?«, fragte ich.

Sehr schnell hatten wir die passende gefunden. Ich ging zu meinem Schrank und stellte fest, dass die einzige Brille, die den Anforderungen entsprach, ein niedlicher Kneifer mit goldenem Kettchen war. Ich versuchte, ihn auf seine breiten Nase zu befestigen – das Ergebnis war höchst amüsant. Nur einen Augenblick blieb der Kneifer, wo er hingehörte. Die Hand griff zu, doch es war bereits zu spät – schon baumelte er am goldenen Kettchen herunter. Ich verabschiedete ihn: »Komm wieder, das nächste Mal habe ich eine andere Brille für dich.«

Doch er war nicht im Geringsten traurig. »Buana, sieh hier, wenn ich lese, halte ich sie eben mit den Fingern«, und höchst zufrieden stolzierte er davon.

Der dritte Mann hatte mehr Pech. Es war leicht festzustellen, welche Brille er brauchte, aber schwer, ihm sagen zu müssen, dass wir nicht die passenden Gläser für ihn hätten. Ich versuchte, ihn auf später zu vertrösten. In sechs Monaten würde eine neue Sendung zu erwarten sein. Traurig schüttelte er sein Haupt. »Buana«, kam es heraus, »ich bin immer von meinem Enkel abhängig, der auf der Missionsschule

war. Er liest mir vor. Aber er ist noch so jung und spielt lieber Fußball. Buana, hebst du mir dann eine Brille auf?« Ich versprach es.

Mein vierter Patient war niemand anders als Mbulis Großvater. Er begann eine lange Erklärung über die Art der Brille, die er haben wollte. Er hätte gern »die mit den Beinen, die wie ein Leopard gestreift und deren Fenster von gelber Haut umgeben seien«!

Ich sah Daudi an. Der grinste. Ich grinste zurück. Vorsichtig bedeckte ich ein Auge des Patienten und forderte ihn auf, die Tafel Zeile für Zeile zu lesen. Er sah sie an, wie Kurzsichtige es eben tun, versuchte, meine Hand über seinem linken Auge wegzuziehen, und stieß hervor: »Ich kann nichts davon lesen.«

So versuchte ich es mit dem anderen Auge.

»Jah«, sagte er voller Widerwillen und schüttelte den Kopf, »ich kann nichts lesen.«

»Den obersten mal«, drängte ich. »Ist doch ganz leicht, fast am Ende des Alphabets.«

»Uhuh, ich kann nichts lesen«, war die Antwort. Daudi krümmte sich vor Lachen.

Da krochen drei Fliegen am Fenster, auf sie lenkte ich die Aufmerksamkeit des Patienten. Die Fliegen waren weiter entfernt und schwieriger zu sehen als die kleinste der gedruckten Linien, doch als ich fragte: »Was krabbelt denn da am Fenster?«, kam es prompt zurück: »Drei Fliegen«, und weiter: »Wie Fliegen aussehen, weiß ich, aber diese ulkigen Dinger da vorn ...« Er schüttelte den Kopf.

Daudi platzte los: »Buana, natürlich kann er die Buchstaben nicht erkennen, weil er nie lesen gelernt hat!«

Der Alte war überglücklich, als ich ihm ein unbrauchbares Gestell ohne Glas schenkte, das mit altem Heftpflaster zusammengeflickt war. »Buana, ich gehe jetzt in das Dorf zu Mbulis Vater. Darf der Junge mit mir heimgehen?« Ich sah keinen Grund, warum der Kleine nicht mitgehen sollte; er war ganz gesund, seine Augen waren normal, und alles, was von seiner Lungen-Entzündung geblieben war, war eine Narbe unter dem Schulterblatt.

Mbuli nahm meine Hand in seine beiden Fäustchen und schüttelte sie feierlich.

»*Assante* (danke schön), Buana«, strahlte er, und mit vor Freude leuchtenden Augen zog er mit dem alten Mukombi davon.

Gefährliche Drogen

James trat zu mir. »In der Gegend, wo du neulich den Bock geschossen hast, liegt ein Mann schwer krank. Man sagt, er habe schlimme Brandwunden.«

Daudi hob die Augenbrauen hoch. »*Kah!* Meinst du, James, dass es *nhonde* gewesen sein könnte?«

James nickte. »Bestimmt! Seit einiger Zeit redet man davon, dass die Leute aus diesem Dorf *nhonde* mit ihrem Tabak vermischen.«

Inzwischen hatte ich herausbekommen, dass *nhonde* der Eingeborenennamen für »Haschisch« oder besser für »indischen Hanf« war, ein scharfes Rauschgift.

»Wird man ihn herbringen, Daudi?«

»Ja, Buana, aber nicht vor Einbruch der Dunkelheit. Diese Leute glauben fest an Zauberei, und sie meinen, wenn man einen Menschen bei Tage trägt, locke man seine Feinde an und setze ihn ihren tödlichen Zauberkünsten aus. Daher warten sie bis zur Nachtzeit.«

»Aber der Mann kann ja tot sein bis zum Abend.«

James zuckte die Schultern. »Das ist denen doch egal; sie fürchten den Zauber mehr als den Tod.«

»Auf, los geht's«, sagte ich. »Wir versuchen, ihn mit unserer alten Karre zu holen. Vielleicht können wir sein Leben retten und ihm Nützlicheres beibringen, als solches Zeug zu schnupfen, das einem den Verstand nimmt und verrückte Träume verursacht.

Spritze, Morphinum, etwas Gerbsäure, Decken und Kissen. Hier sind die Autoschlüssel, Samson.«

Fünf Minuten später waren wir fertig zum Start. Wir folgten der Straße so weit wie möglich, dann ging es quer über die Ebene. Mehr als einmal mussten wir Hacke und Schaufel gebrauchen, doch noch vor Mittag erreichten wir das Haus.

In schmutzige Kleider gehüllt, lag der Patient in einer schattigen Ecke. Es wimmelte von Fliegen; Menschen sahen wir nicht. Daudi deutete mit dem Kinn auf den Hügel, wo wir eine Woche vorher den tiefgrünen Fleck im Getreidefeld gesehen hatten.

»Da oben halten sie sich versteckt. Buana.«

»Natürlich«, fügte Samson hinzu, »müssen sie ja auch, wenn sie im Kopf verrückt sind.«

Ich bahnte mir einen Weg durch das Korn – dorthin, wo jetzt kahle Erde war. Jede Spur von dem, was vorher hier gewachsen war, hatte man ausgerissen.

Vom Berg her hörte man eine ärgerliche Stimme. Wir sahen Samson nicht gerade allzu freundlich einen alten Mann herbeiführen, in dem wir den Anführer des nahen Dorfes wiedererkannten. Es wäre entgegen allen Stammesregeln gewesen, hätten wir den Kranken berührt, bevor seine Verwandten zugegen waren. Es schien so, als habe Samson gute Vorarbeit geleistet, denn der alte Schurke, der den indischen Hanf gezogen hatte, war durchaus willig: »Ja, Buana, nehmt ihn mit ins Krankenhaus und behandelt ihn. Seht, er leidet unter *ndege dege* (unter einem furchtbaren Brennen).«

Daudi weckte ihn ein wenig auf. Kein Wort fiel – wir waren entsetzt, als wir den schlaffen Körper von Mbulis Onkel erblickten; auf der Nase hatte er einen verkrusteten harten Höcker. »*nhonde* kennt keine Gnade«, sagte Daudi. »Es ruiniert das Leben und ruft eine Sucht hervor, die zum Tod führt.«

Ich beugte mich über den Mann. Er schien so stark unter dem Einfluss des Rauschgifts zu stehen, dass er die Schmerzen, die ihm die furchtbaren Verbrennungen auf seinem Rücken bereiteten, nicht einmal spürte.

»Bring mir die rote Farbe und die Gerbsäure«, bat ich. Daudi sprang fort, und nach einigen Minuten war die Wunde verbunden. Inzwischen hatte sich eine größere Menge von Menschen angesammelt. Mit scheuen Gesichtern waren sie langsam näher gekommen. Daudi, mutig wie immer, nahm sogleich die Gelegenheit wahr, ihnen die Geschichte Gottes zu erzählen, der am Kreuz für unsere Sünden starb und am dritten Tag danach wieder lebendig aufstand. Er ist, so Daudi, ein lebendiger Gott und ein Freund aller, die ihm folgen.

»Aber was ist Sünde?«, fragte ein alter Mann, der etwas mehr Mut hatte als die anderen. Mit strengem Gesichtsausdruck deutete Daudi auf den Fleck, wo das *nhonde* gestanden hatte, und dann auf den Kranken.

»Sünde ist, wenn du das tust, von dem du genau weißt, dass du es lassen sollst.« Daudis Finger zeigte auf den Mann, der eingehüllt auf einer Bahre lag, die wir geholt hatten.

»Schaut hin – er sündigte absichtlich, und was ist passiert? Er fällt ins Feuer, sein Leben ist in Gefahr, und er wird Qualen leiden, wenn er wieder zu sich kommt.«

Wir überließen es ihnen, darüber nachzudenken, packten den Patienten ins Auto und wollten gerade losfahren, als der Häuptling fragte: »Und das Kind wollt ihr hierlassen?«

Er deutete mit dem Kinn zum hinteren Teil des Lehmhauses. Es wäre dort völlig dunkel gewesen, wenn das Licht nicht durch schadhafte Stellen der Lehmwand geschienen hätte. Vorsichtig tastete ich mich an großen Kürbisschalen, Tonkrügen, einer sitzenden Henne und Flechtwerkblättern vorbei, bis ich an eine dunkle, übel riechende Stelle kam. Ich zündete ein Streichholz an. Die Szene war unbeschreiblich: Was da vor mir in dumpfer, stickiger Luft auf dem Lehmboden lag, von Insekten bedeckt, war Mbulis Körper.

Das Streichholz verlosch. Ich arbeitete mich zu ihm hin und fühlte seinen Puls. Am Handgelenk konnte ich nichts fühlen, nur in der Herzgegend zeigte mir ein leises Pochen, dass er noch gerade, aber nur so eben, am Leben war.

Irgendwo hatte Daudi eine Sturmlaterne erwischt. Im Nu hatten wir den Jungen in eine Decke gehüllt und trugen ihn vorsichtig ans Tageslicht. Dann begann eine Fahrt voller Ängste und Befürchtungen. Ich saß hinten zwischen den Patienten im Wagen. Die alte Kiste rumpelte und knarrte, als wir sie über holprige Wege und durch trockene

Flussbetten steuerten. Das Krankenhaus war schon in Sicht – da sah ich, dass es zu spät war: Mbulis Onkel war tot. Ich beschloss, wenigstens das Leben des Kleinen dem Tod zu entreißen. Nach Minuten schon lag er in seinem alten Bett; dann schickte ich nach seinen Verwandten. Nur eine Bluttransfusion konnte ihn retten. Während ich sehnsüchtig auf sie wartete, hörte ich Mbulis Geschichte. Er war glücklich mit Mukombi, seinem Großvater, von uns fortgegangen. Doch auf dem Weg nach Hause hatten sie Mbulis Onkel einen Besuch abgestattet und dort an einem Festmahl teilgenommen. Unglücklicherweise wurde auch ein Stück des Bockes aufgetischt, den ich vor Tagen geschossen hatte. Natürlich war das Fleisch verdorben und rief Vergiftungserscheinungen hervor. Mbuli wurde krank, aber um ihn kümmerte man sich nicht. Er war ja »irgendwie« verhext, wie mein Berichterstatter es nannte, und würde so oder so sterben.

Der Großvater, total betrunken vom Eingeborenbier, hatte gedacht, Mbuli sei allein nach Hause gegangen, und der Onkel schwelgte in seinem Haschisch. Drei Tage akuter Ruhr hatten Mbuli wieder an den Rand des Todes gebracht.

Bluttransfusion

»Wenn wir ihm einen halben Liter Blut geben, können wir ihn vielleicht retten, Daudi. Hol alle Verwandten heran, die du erreichen kannst, schnell! Ich bereite inzwischen alles vor; bald bin ich fertig.«

Nur die einfachsten Hilfsmittel standen mir zur Verfügung. So brauchte ich kleine Flaschen für die Blutprobe. Was blieb mir übrig, als mich selbst in der Glasbläserei zu versuchen? Und tatsächlich, was ich hervorbrachte, genügte für meine Zwecke. Samson rief die Verwandten einzeln herein.

Mein erstes Opfer war der alte Großvater; offensichtlich nervös kam er herein, das Herz schien ihm in die Hose gerutscht zu sein. Da saß er vor mir auf einer Holzkiste, den Mund weit offen. Ich nahm seinen breiten Daumen, reinigte ihn mit Methylalkohol und schnitt mit einer bajonettförmigen Nadel tief ein. »H-e-e-e-e-«, keuchte der alte Mann. »Ja-a-a-a-a-h, O-o-o-o-«

»Jah!«, spottete Samson. »Du zuckst zusammen, wenn du gepiekt wirst? Dabei bist du Stammesältester und hast damals mit einer Hand einen Löwen getötet!«

»Der Stich war es ja gar nicht«, verteidigte sich mein Patient, »es war nur der Gedanke an den Stich.«

Interessiert schaute er mir zu, wie ich das Blut in der Röhre sammelte.

»H-e-e-e-e-«, meinte er, als er den Tropfen von allein in die kleine Flasche fallen sah, »jah, das ist Weisheit!«

Ich klebte ein Zettelchen auf die kleine, mit Lösung gefüllte Prüfröhre, fügte einen Tropfen Blut hinzu und bezeichnete sie mit einer »I«. Dann schritt er hinaus.

»Rufe den Nächsten, ganz gleich, wer es ist, Daudi.«

An der Tür hörte man heiseres Geflüster:

»Was hat er gemacht? War es Zauberei?«

Mbulis Großvater schüttelte den Kopf. »Es war gar nichts los! Nur ein Stich und die ulkigsten kleinen Flaschen, die du je gesehen hast. Diese Europäer machen in der Tat verrückte Sachen.«

»Hat er Medizin gemacht?«

»Ich denke, ja. Frag ihn mal.«

Und schon betrat der Fragesteller den Raum, ein eigenartiges Individuum mit tollem Ohrenschmuck. Er trug eine Menge Zaubermittel, die in der Hauptsache aus den inneren Organen von Hühnern bestanden, in Ziegenhaut eingenäht und an einer Hanfschnur aufgereiht waren. Ich wiederholte an ihm die ganze Prozedur. Er war zu erschüttert, um ein Wort herauszubekommen oder sich bewegen zu können. Als ich ihn entließ, schoss er nur so hinaus.

Opfer Nummer drei war ein lustig dreinschauendes junges Ding mit einem Baby auf dem Rücken. Sie setzte sich, streckte mir den Daumen entgegen und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Als ich Tropfen für Tropfen sammelte, sagte sie: »Buana,

stimmt es, dass du mein Blut von mir nehmen, es in eine Flasche tun und in die Adern meines Verwandten spritzen kannst?«

»Ja«, erwiderte ich. »So ist es. Doch nicht alle Menschen haben dasselbe Blut, und wenn man den Leuten das falsche gibt, wird es dick wie Haferbrei. Darum untersuche ich dich zuerst, um sicher zu sein, dass ich Klein-Mbuli das Leben retten kann.« Sie nickte.

»Ich verstehe, Buana. Du weißt ja, dass ich in der Mädchen-Missionsschule war, dort habe ich diese Dinge im Hygienekurs gelernt. Es ist wirklich eine gute Sache, dass man auf der Schule die Worte der Weisheit lernen kann, man kann dann vieles verstehen. Die Zauberei lässt alles geheimnisvoll erscheinen, aber das Wissen wirft ein helles Licht darauf.«

Ich füllte mein letztes Röhrchen.

»Möchtest du zuschauen, wie ich es mache?«

»Ja, Buana, sehr gerne«, erwiderte sie und hob ihr Baby auf dem Rücken etwas höher. Von einem Regal nahm ich zwei Prüfröhrchen herunter. Das eine enthielt eine klare gelbe Flüssigkeit, das Serum, von dem sich die Blutzellen abgesondert hatten. Aus meinen verschiedenen Röhrchen ließ ich hierhin und dorthin einen Tropfen fallen und mischte das Blut des Patienten mit dem der Verwandten, die bereit waren, Blut zu spenden. Die erste Sorte von Opfer Nr. 1 wurde hin und her geschüttelt. Die rot-orange Lösung sah plötzlich aus wie spanischer Pfeffer in Wasser. Ich zeigte es dem Mädchen: »Sieh hier, das

Blut des alten Mannes ist nicht gut.« Durch das Vergrößerungsglas spähte sie auf die Blutprobe.

»Jah, wieder was Neues.«

Die nächste Probe ergab das Gleiche. Wieder wurden pfeffergleiche Teilchen sichtbar.

»Auch dieser hat kein gutes Blut.«

Ich nahm ein anderes Glas zur Hand. Ihr eigenes Blut wurde nun mit dem des Patienten gemischt. Ich schüttelte es hin und her und beobachtete es gespannt, doch diesmal erschienen keinerlei Gerinnsel.

»Da, schau. Dein Blut ist in Ordnung, du kannst deinem Verwandten das Leben retten helfen.«

Das Mädchen lächelte. »Tut es weh, Buana?«

»Ganz wenig nur, vielleicht wird es dir etwas schwindlig und träumerisch zumute, das ist alles.«

Sie schaute mich an: »Buana, ich tue es gerne. Als ich in der Schule war, erfuhr ich von Jesus und allem, was er für mich getan hat; deshalb freue ich mich, anderen helfen zu können, wie er mir half. Mit meinen Verwandten zu reden, ist schrecklich schwer, aber vielleicht kann ich ihnen auf diese Weise etwas von Gott erzählen, wenn ich Mbuli mit meinem eigenen Blut helfe.«

Sie betrat den Krankensaal; während ich Flaschen und Nadeln vorbereitete, erschien Daudi an der Tür.

»Buana, sein Puls schlägt kaum noch. Ich kann ihn nicht mehr richtig zählen.«

Ich ging sogleich, um nach meinem kleinen Freund zu sehen. Da lag er völlig abgemagert und

erschöpft und schaute ängstlich drein. Er schien Atemnot zu haben.

»Buana«, flüsterte er, »ich habe Angst.«

»Ich bin bald wieder da und bringe dir etwas mit, was dir ganz bestimmt hilft.«

So schnell, wie wir konnten, sammelten wir das Blut des Mädchens. Zufrieden sah ich, wie es in die Flasche floss. Die Sache verlief ohne Störung; einige Stücke Gummischlauch, eine Nadel, die sonst für ganz andere Zwecke gebraucht wurde, und eine Einweckflasche waren in der Hauptsache die Gegenstände, die wir benötigten. Langsam rann das Blut hinein, bis es die Markierungslinie der Flasche erreichte.

»Ein halber Liter«, brummte ich, zog vorsichtig die Nadel aus dem Arm des Mädchens und bedeckte die Stichstelle mit Watte und Leukoplast.

»Buana, darf ich zusehen, wenn du es Mbuli gibst?«, fragte sie.

Ich lächelte. »Komm, doch leg dich auf das nächste Bett und ruhe dich aus dabei.«

Im Krankenzimmer waren Daudi und Hilda. Mbulis Arm war vorbereitet. Eine Aderpresse und sterile Tücher lagen griffbereit. Ich schrubbte die Hände in einer Lösung und fühlte nach der Vene. »Hört mal alle her! Ich möchte, dass ihr betet, bevor ich beginne.«

Sie beugten ihre Köpfe; ich bat Gott, dass diese Bluttransfusion erfolgreich sein, Mbuli dadurch Kräftigung erfahren und sein Leben gerettet werden

möge. Sorgfältig führte ich die Nadel ein und atmete erleichtert auf, als ich gleich beim ersten Versuch die Ader traf.

»Jah«, sagte Daudi, »dafür muss man allerdings beten«, denn er merkte, wie außerordentlich schwierig es ist, die Nadel, die ich benutzte – es war die einzig verfügbare –, in die Vene eines völlig erschöpften Patienten einzuführen. Langsam strömte die Lebenspendende Flüssigkeit in seinen Körper.

»Gibt es denn nichts, was ebenso gut geholfen hätte?«, fragte Daudi.

»Kaum«, erwiderte ich. »Salz und Wasser sind gut. Ein Gemisch aus verschiedenen Salzen, Zuckerarten und Gummi ist noch besser, aber reines Blut kann durch nichts ersetzt werden.«

Schweigend schauten alle zu, wie immer mehr Blut in der Vene verschwand. Mbuli öffnete die Augen. Er schien die Wirkung schon zu spüren. Die Änderung war erstaunlich. Ich blickte hinüber zu dem Mädchen. Sie schaute in einer Weise drein, die mich packte. Als sie meinen Blick bemerkte, sah sie auf:

»Ich dachte gerade, Buana, wie unbedeutend es doch ist, dass ich das Blut gab, und wie groß, was Jesus für uns tat.«

»Allerdings«, bekräftigte Daudi. »Ist es nicht sehr schwierig für uns, diese Dinge zu verstehen? Aber viel leichter begreifen wir sie, wenn sie hier im Krankenhaus plötzlich geschehen. Dann wird uns klar, was es kostete.«

Das Mädchen nickte. »Und Jesus kostete es sein Leben, damit er uns ewiges Leben geben konnte.«

Unser Patient öffnete die Augen und sagte: »Ich habe Durst.«

Daudi reichte ihm einen Schluck Tee.

Als die Tasse abgesetzt wurde, sagte unser Kleiner: »Ich fühle mich jetzt kräftiger. Die Medizin hat mir geholfen.«

»Es ist keine Medizin, es ist das Blut deiner Verwandten.«

»Oh! – Ja, warum hat sie es mir denn gegeben?« Wir sahen sie an. Ohne zu zögern, antwortete sie: »Weil Jesus so viel für mich getan hat, ist es mir eine große Freude, etwas für ihn zu tun, um dir helfen zu können.«

Ich musste an den Vers denken, den ich auf den Knien meiner Mutter gelernt hatte: »Was ihr für einen dieser meiner Brüder getan habt, habt ihr für mich getan.«

Das Mädchen fuhr fort: »Ich bin eine arme Frau; mein Mann besitzt nur ein paar Kühe und noch weniger Ziegen, doch ich bin gesund; warum sollte ich nicht etwas Blut spenden können?«

Ihr Baby begann zu schreien.

»Buana, ich muss jetzt gehen und mein Kind füttern.«

Sie nahm den Kleinen vom Rücken herunter. Er war ein strammes Bürschchen. Ich bewunderte seine zwei Vorderzähne. Er strahlte mich an.

»Nur ganz dünnen Haferschleim bekommt er; den hat er sehr gern. Ich halte mich an die Regel: »Nur Milch, bis Zähne kommen.«

Sie lächelte und ging hinaus. Die letzten Tropfen flossen aus der Flasche. Ich verband den Arm des Patienten, und Hilda legte Mbuli zurecht.

»Buana, kannst du mir das Bett hinten herunterlassen? So kann ich ja nicht aus dem Fenster gucken.«

»Heute noch nicht«, lachte ich, »morgen.«

Der nächste Morgen zeigte eine sichtbare Veränderung bei Mbuli. Sein Puls war regelmäßig und nicht zu hoch; er hatte Hunger – ein deutliches Zeichen dafür, dass es mit ihm besser ging. Ich machte eine Notiz in seinen Papieren.

»Buana, so langsam verstehe ich, wer Jesus ist. Buana, er hat mich lieb.«

Ich nickte. »Ja, er hat dich lieb, Mbuli, und möchte, dass auch du ihn liebst.«

Zum Ärger der Medizinmänner

Ich rief unsere Leute zusammen. Seit Tagen knobelten die Oberschwester und ich an einem schwierigen Problem herum. Schon lange träumten wir von einem Plan, den wir nun auszuführen gedachten. Daudi hockte auf einem dreibeinigen Schemel. Neben ihm saßen Setschelela, die ihre Urenkelin auf dem Rücken hatte, und Juditi, unsere Fürsorgerlehrerin; Kefa und Samson belagerten eine große Kiste, eine weitere Schwester lag in meinem Liegestuhl, während ich mich auf eine Ansprache vorbereitete.

»Tagelang habe ich Erkundigungen eingezogen, und es hat tatsächlich den Anschein, als hielten einige der Häuptlinge ihre Leute davon zurück, zu uns zu kommen, weil die Medizinmänner sie mit Kühen bestechen, die sie ihnen dafür bezahlen.«

Daudi nickte. »Allerdings, so ist es, Buana.«

»Gut«, erwiderte ich. »Dann starten wir eben eine Gegenaktion. Wir veranstalten eine Führung durch unser Krankenhaus speziell für Häuptlinge. Wir laden sie hierher ein; auch den Buana P. K. (d. h. den Provinzkommissar, einen hohen Regierungsbeamten) holen wir herbei. Sie sollen Einblick in unsere Arbeit erhalten und die Mikroskope und Arzneien besichtigen. Die Schülerinnen werden Gesund-

heitsspiele vorführen. Daudi wird eine Rede über *dudus* vom Stapel lassen und den Häuptlingen die Tierchen leibhaftig unter Lupe und Mikroskop vorführen. Auch Leute, die krank waren und wiederhergestellt sind, können sie sich ansehen. Da fällt mir ein, ich habe ja Fotos von ihnen, als sie kamen und als sie gingen; der Unterschied ist deutlich sichtbar. Auch das Arzneilager können sie besichtigen, ferner die Herstellung der Medizinen.« Fast alle nickten zustimmend.

»Buana, das ist eine großartige Idee«, bemerkte Kefa. »Auf diese Weise werden sie jeder bei sich selbst einsehen müssen, wie wertvoll unsere Arbeit ist.«

Samson bestätigte seine Worte: »Das meine ich auch, Buana, und wir sollten jeder unser Bestes dazu beitragen.«

»Ja«, nickte Juditi. »Ich hole die Kinder ran, die in unsere Klinik kommen, und wir fordern die Häuptlinge auf, ihre Frauen und Kinder mitzubringen. Dann werden sie den Unterschied zwischen ihren und unseren Kindern schon sehen.«

Doch Setschelela schüttelte den Kopf. »Buana, wir dürfen ihnen doch nicht zu viel auf einmal vorsetzen, worüber sie nachdenken sollen. Wie wäre es, wenn wir sie zuerst nur zum Lachen bringen, dann hören sie bestimmt zu und denken nach.«

»Und«, fügte ich hinzu und erhob mich, »wir können der Zauberei einen kräftigen Schlag versetzen, wenn wir Mbuli im rechten Augenblick heranholen.«

Ich blickte die Oberschwester an. »Das sehe ich ein, das ist sehr klug«, bestätigte sie, »aber wie sollen wir das alles anpacken?«

Ich wandte mich an alle: »Nun?«

»Buana, ich weiß etwas; die Leute unseres Stammes lieben Geschichten, besonders Tier-Erzählungen«, bemerkte Daudi. »Könnten wir nicht aus der Geschichte, die ich neulich las, ein kleines Spiel machen?«

Ein Lächeln ging über die Gesichter.

»Los, Daudi, erzähl uns deine neueste!«

Er machte es sich bequem, lehnte sich gegen die Wand, streckte die Füße aus und begann:

»Die Laus sprach zur Küchenschabe ...«

Ich sah die Oberschwester an. Sie lächelte.

»Daudi, ich hoffe, du hast eine gute Geschichte auf Lager?«

Er lachte und fuhr fort: »Die Laus sprach zur Küchenschabe:

›Der Mann ist mein alter Feind, und die Frau ist mein alter Feind. Aber ich weiß, wie man sie behandeln muss. Ich weiß auch, wie man sich verstecken kann und wie man rennen muss. Ich liebe ein dreckiges Kleid mit Falten und einen schmutzigen Rock mit Nähten; ich habe alte Hosen gern; überhaupt liebe ich alle dreckigen Sachen. Ich kann einen, der solche Dinge auf dem Leib hat, nun einfach nicht hassen, mag er mich auch noch so sehr verwünschen und mir nachstellen. Solange ich Beine habe und die weise Lehre meiner Vorfahren beachte, werde ich der Wut solcher Leute entfliehen, und

ich und meine Jungen werden es uns in ihren Kleidern gemütlich machen. Aber ich hasse eine Frau, die Wasser in einen Topf gießt, ihn aufs Feuer stellt, ihre und ihrer Familie Wäsche wäscht und dann zum Kochen bringt. Mein Freund, wenn ich daran denke, sterbe ich. Wenn ich eine bestimmte Sorte von Frauen vor Augen habe – sauber, adrett, überhaupt keinen Biss in der Haut, so ohne Flecken wie ein neugeborenes Kind – nun, dann weiß ich, wie diese Frau und ihre Familie leben.«

›Da ist euer großer Feind‹, sage ich dann zu meiner Familie. ›Lauft von solch einer Frau fort, als müsstet ihr sterben, und lebt lieber auf Bäumen und Tieren. Denn eine Frau wie diese hat kein Erbarmen mit uns. Sie hat nur für ihre eigenen Kleinen etwas übrig und würde euch kochen wie ein Reiskorn!‹

›Du denkst zu viel an deine eigenen Sorgen‹, erwiderte die Küchenschabe. ›Ich kenne solch eine Frau. Sie macht dauernd Besen. Immer wenn mich mein Geschäft über den Fußboden führt, fühle ich ihr Auge auf mir ruhen. Meine Kinder und ich können bei Tage schon gar nicht mehr ausziehen. Unsere Reisen sind jetzt Nachtreisen. Ich kann dir kaum sagen, wie viele Kinder ich schon geboren habe, wenn sie meine Familie daherrennen sah, sie auffegte und verbrannte. Ich habe sie für immer verloren, noch nicht einmal ihre Leichen konnte ich betrauern und begraben. Doch du, die du viel kleiner bist, warum mußt du denn untergehen? In früheren Zeiten hast du dauernd geprahlt, dass der Mensch, dieser große Jäger, Elefanten, Löwen

und Wildschweine töten könne, ebenso die listige Schlange, dass aber du und deine Kinder ihm immer entkämen.«

»In früheren Zeiten!«, rief die Laus aus. »Du bringst mich zum Heulen. Wer kochte denn früher ein Kleid? In alten Tagen konnte ich meine Kinder warnen: *Jetzt geht die alte Frau an den Fluss, um sich und ihre Kleider dort zu waschen. Duckt euch, forderte ich sie auf, klammert euch fest, haltet durch, und alles wird gut.* Aber jetzt! Kommt mir irgendein Topf unter die Augen, zittere ich vor Angst und denke, es könne ein Waschtopf sein. Ja, wirklich, jeder große Topf kann ein Waschtopf sein ... Wenn er dann auf dem Feuer steht, das Wasser in ihm kocht und diese grausame Frau ihre Erdnüsse für das Mittagessen schält – wo, frage ich dich, sind dann meine Kinder? Ich bin jetzt der Letzte meiner Familie in diesem Haus.«

»Bravo, Daudi«, pflichtete ich ihm bei. »Eine prima Geschichte. Kefa kann die Laus spielen.«

Ein Freudengebrüll von Samson war die Antwort. »Joh! He-e-e-e, Kefa, die Laus!«

»Und Samson die Küchenschabe!«

Donnerndes Gelächter von allen Seiten.

»Hongo«, rief Kefa, »das passt mir gut!«

»Buana, jetzt haben wir Stoff genug. Die Häuptlinge werden lachen. Doch sie werden bestimmt ihren Frauen sagen: »Sieh meine Kleider nach, koche mein *kansu*. Ich bin es leid, mich dauernd zu kratzen, weil es mich juckt!«

»Danach geben wir ihnen Tee mit viel Zucker«, schlug Daudi vor. »Ich wette, dass sie uns dann noch

viel länger zuhören. Wir schnappen uns einige von ihnen und führen ihnen die *dudus* vor, während wir anderen die Hygiene-Arbeit zeigen.«

»Nein«, sagte ich. »Ihr habt ein Sprichwort, das lautet: ›Eile hat keinen Segen.‹ Daher wäre es besser, wir gäben ihnen die Möglichkeit, drei Tage hierzu bleiben. Wir schlachten einige Kühe. Und sie hören etwas von Gott, wenn Geist und Körper ausgeruht sind und sich wohlfühlen.«

Unsere Zusammenkunft wurde gewaltsam unterbrochen von einem großen Mann mit einem Speer, der sich uns unsicheren Blickes näherte. »*Hodi?*« (Darf ich eintreten?), schrie er an der Tür.

»*Karibu*« (Komm rein!), erwiderte ich.

Er stampfte herein, grüßte kurz und prustete los: »Buana, hast du jemals Zahnschmerzen gehabt?«

»Ja, oft. Warum?«

»*Kah!* Seit vielen Tagen habe ich Schmerzen im Mund. Es klopft und hämmert furchtbar darin.«

Mit einem möglichst harmlosen Gesichtsausdruck sagte Daudi auf Englisch: »Dieser Mann ist ein Mediziner, Buana, und zwar derjenige, der Mbulis Augen solchen Schaden zufügte. Lass uns zu seinem Vorteil ihm doch eines unserer Spiele vorführen.«

Ich nickte und wandte mich an den Schmerzensmann, der sich Monja nannte: »Du kommst gerade recht, um zu sehen, wie verschieden die Dinge bei uns im Krankenhaus von der Arbeit des *muganga* (des Zauberdoktors) sind.«

Er rieb sich sanft den Kiefer: »Buana, mein Gesicht tut so weh!«

»Jah«, spottete Daudi, »wie weh tut es erst, wenn der *muganga* daran gearbeitet hat.«

Kefa und Samson huschten leise hinaus, während Daudi ein immer schrecklicheres Bild von der gewaltsamen Methode des Medizinmannes malte, das unseren Patienten von Minute zu Minute nervöser werden ließ.

»*Tajari* (fertig), Buana«, erscholl Samsons Stimme. Draußen sah man ein tolles Schauspiel. Kefa, mit einer zerrissenen Decke als Umhang und wie ein Medizinmann aufgetakelt, murmelte etwas vor sich hin und spielte mit einer geradezu schauerlichen Sammlung von Waffen, die an ihm herumbaumelten; die Zinke einer Mistgabel, ein verrostetes Taschenmesser und ein Stück Reifeisen, das er vergnügt auf einem Sandstein schärfte, waren nur ein Teil davon. Samson machte ein äußerst feierliches Gesicht. Er hielt sich den Kiefer fest und stöhnte höchst eindrucksvoll. Als der Medizinmann ihn sah, gab er seiner Zustimmung Ausdruck und stöhnte ebenfalls.

Kefa drehte sich plötzlich herum und deutete Samson an, sich auf einen Hocker zu setzen. Seine Arme wurden festgehalten, und schon rückte Kefa mit der Zinke an. Patienten, Pfleger und eine Menge kleiner Kinder reckten neugierig die Köpfe.

»Jah!«, rief Samson gellend. »Ja-a-a-a-gwe! Ja-a-a-a-gwe!«

Kefa hielt keinen Augenblick inne mit seiner Vorführung. Samsons Schwellung war nichts anderes als ein Stück Watte, mit roter Tinte getränkt. Ein Strom dieser Flüssigkeit kam hervor. Aus der Zuhörer-

schaft erschollen erregte Stimmen. Samsons Gebrüll wurde immer schauriger, als Kefa plötzlich Knochenstücke von den unwahrscheinlichsten Stellen im Munde seines Opfers hervorholte. Die Tränen rannten mir das Gesicht herunter, und die Schwester hustete und prustete in einem fort. Monjas Gesicht war zum Ergötzen. Da erschien Daudi mit einem Tablett voll glänzender Zahnzangen und einer Flasche mit Betäubungsflüssigkeit – überhaupt mit allen modernen Instrumenten, die ein Dschungeldoktor braucht. Ich schrubzte meine Hände gründlich, setzte meinen Tropenhelm zurecht, machte rund um Monjas schlechten Zahn Einspritzungen und ließ ihn fünf Minuten lang den Mund ausspülen. Samson hielt seine Arme fest und Daudi seinen Kopf und – im Nu war der Zahn raus! Er sah erst den Zahn an, dann mich. Seine Zunge fuhr im Mund herum.

»Jah!«, kam es heraus, »das ist Zauberei! Ich habe ja gar keine Schmerzen gehabt!«

Samson rollte die Augen. »H-e-e-e-! Ich aber umso mehr!« Die Umstehenden klatschten heftig Beifall.

»Nun? Wessen Medizin ist die bessere?«, fragte Daudi. »Eure oder die eines christlichen Krankenhauses?«

Verwirrt und bestürzt schüttelte der Mediziner den Kopf.

»Sieh«, sagte ich, »komm doch zu uns, wenn wir alle Häuptlinge einladen; dann wirst du erkennen, wie viel besser die Wege Gottes als die der Zauberei sind.«

»Ja«, unterbrach Daudi mich, »Gott nachzufolgen, bedeutet Leben, ewiges Leben; den Wegen der Zauberei und deinen eigenen Gedanken nachzugehen, Schmerzen und Tod.«

Auf der Veranda hockte Klein-Mbuli feierlich und mit gekreuzten Beinen. Ich schritt auf ihn zu.

»Nun, mein Freund, hast du alles mit angesehen?«

Er nickte. Eine Weile sagte keiner von uns ein Wort, dann seufzte der Kleine, wollte etwas sagen, hielt jedoch inne und eilte ins Haus. Es ist schwer zu begreifen, was Zauberei für solch ein afrikanisches Kind bedeutet.

Tag für Besucher

»Oh, Setsch, um alles in der Welt, gib mir einen neuen Beutel mit Tupfern.«

Die alte afrikanische Schwester lächelte breit. Sie hatte nur das Wort Tupfer verstehen können und reichte sie mir auch sogleich.

Ich war zu müde, um eine andere Sprache als Englisch gebrauchen zu können. Ich spülte dem Baby die Augen aus und träufelte Arznei hinein. Es war das fünfte Kind, dem ich seit 10 Uhr abends zum Leben verholfen hatte. Ich sah auf den alten gebrechlichen Wecker, es war halb zwei Uhr nachts, und heute sollte der erste und kritischste Tag unserer Häuptlingsschau sein. Als mir die junge Schwester Kittel und Maske abnahm, war ich in Gedanken schon bei unserem komplizierten Programm, das wir für den kommenden Tag erarbeitet hatten – ein Vorhaben, womit wir die Häuptlinge sicher fesseln und ihr Vertrauen gewinnen würden. Im Umkreis bis zu 100 Meilen hatten sie unsere Einladungen erhalten.

Durch die Kornfelder schritt ich meiner Wohnung zu, so in Gedanken versunken, dass ich den zwei Hyänen ganz in meiner Nähe kaum Beachtung schenkte. Ich kniete an meinem Bett nieder und bat Gott, diesen Tag doch zu einem unvergesslichen im Leben dieses großen innerafrikanischen Stammes zu machen.

Behutsam schlüpfte ich unter das Moskitonetz

und leuchtete mit der Taschenlampe in allen Winkeln nach versteckten Moskitos, die leicht Malaria übertragen konnten. Einer wollte sich gerade verkriechen, aber ich konnte ihn fassen. Aufmerksam sah ich mir seine Beine an, die aus dem Hinterteil hervorstanden. Es war eine Anopheles (ein Mosquito, der Malaria überträgt). Diese Feststellung vergrößerte meine Befriedigung, als ich ihn zerdrückte.

Ich fiel in einen unruhigen Schlaf und sah im Traum, wie neugeborene Kinder plötzlich Moskitoflügel bekamen und sich dann in mürrische Häuptlinge verwandelten.

Gegen Morgen war ich alles andere als ausgeschlafen. Ich gähnte hohl in meine Kissen hinein, als der Koch mir einen Brief brachte. Er war mit Bleistift auf ein dreieckiges Stück Papier geschrieben.

»Ein kleiner Junge gab ihn mir, Buana«, sagte der Koch, »und mir ist so, als habe er nichts Gutes zu bedeuten.«

»Dann mache mir bitte eine Tasse Tee, Tim, aber eine große, breite, tiefe!«

Nur schwer konnte ich den Brief entziffern:

Lieber Buana!

Mein kleiner Sohn ist von einem Baobab-Baum gefallen, als er hinter dem Honig her war, und hat sich einen Beinknochen gebrochen. Wir wollen ihn zu euch bringen.

Ich hielt es für weitaus besser, zu beten als zu murren, und so bat ich meinen himmlischen Vater, dass

dieser Zwischenfall eher eine wirkliche Hilfe als eine Störung unseres so lebhaften Programms sein möge, das wir geplant hatten.

Bald erschien ein Regierungswagen; im zweiten Gang kroch er über die holprige Straße auf unseren medizinischen Außenposten zu.

Gleich darauf begrüßte ich den Provinzkommissar, einen Engländer und guten Afrikakenner.

Mit kurzen Worten umriss ich unser Programm und erwähnte auch, dass gegen Mittag wohl eine dringende Operation dazwischenkäme.

»Doktor«, riet er mir, »führen Sie diese Operation vor allen Häuptlingen durch. Ihre Demonstration und Spiele werden eine weitaus größere Wirkung erzielen, wenn diese Leute Sie direkt bei der Arbeit sehen.«

Wir schritten auf ein Haus mit Grasdach und Lehmwänden zu. Der hiesige Unterhäuptling erschien in einem tadellos sauberen, nachthemdähnlichen *kansu* und stellte uns einige seiner Kollegen vor, die in der Nacht zuvor angekommen waren. Der Kommissar plauderte sogleich mit ihnen, wobei er eine ausgezeichnete Kenntnis der örtlichen Verhältnisse zeigte. Als ich zum Fenster hinaussah, erblickte ich jenen Mazengo, den unumschränkten Herrscher, der geradewegs auf das Krankenhaus zukam. Neben ihm schritten seine Gefolgsleute – bekleidet, wenig bekleidet, ganz wenig bekleidet. Unter den Bäumen saßen etliche kleine Jungen, unter ihnen mein Freund Mbuli, der wieder ganz gesund war. Sie schauten gespannt den Ankommenden entgegen.

Wir wechselten die üblichen Begrüßungsworte, erkundigten uns gegenseitig nach Gesundheit, Ernte, Frau und Kind und fingen dann mit unserem Programm an. Tee und Mehlkuchen wurden aufgetragen, der ganze Raum hallte wider von den begeisterten Rufen der trinkenden Häuptlinge. Der Provinzkommissar sah mich an; er kniff die Augen fast ganz zu und produzierte aus seiner Teetasse einen Laut, der bei den Häuptlingen ein zustimmendes Schmunzeln hervorrief.

Noch lag ein Dutzend frischer Mehlkuchen da, als Daudi an der Tür erschien.

»Buana, das Kind mit dem Bein ist hier. Es ist ein einfacher Bruch im unteren Schien- und Wadenbein. Was sollen wir mit ihm machen?« Ich wandte mich an die Versammlung:

»Große Männer und Väter eures Stammes! Meine Pläne werden durch einen kleinen Jungen unterbrochen, der gestern von einem Baobab-Baum herabfiel. Man hat ihn eben zu uns gebracht, da sein Bein gebrochen ist. Ich schlage vor, ich zeige euch, wie wir hier im Krankenhaus mit einem solchen Fall verfahren.«

Als ich geendet hatte, hörte man nur das Gessumme der Unterhaltung. Ich murmelte Daudi zu: »Lauf schnell und hole mir Gips, dazu den üblichen Kram für eine Frakturbehandlung.«

Daudi nickte und verschwand. Mazengo erhob sich.

»O ja, Buana, wir würden dich gerne mal bei der Arbeit sehen.«

»Tswana« (gut), erwiderte ich. »Im Übrigen steht euch das ganze Krankenhaus zur Besichtigung offen. Es ist nichts versteckt. Ihr könnt alles sehen und so viele Fragen stellen, wie ihr wollt. Wir möchten euch gerne zeigen, wie alles funktioniert, denn ihr sollt sehen, dass sich unsere Weisheit lohnt.«

Daudi erschien an der Tür mit einem Tablett. Er brachte eine Schüssel mit warmem Wasser, Gipsbinden, etwas Zucker, einen Streifen von einem alten Autoschlauch und ein Taschenmesser. Hinter ihm her kamen zwei Pfleger mit dem Klapptisch aus dem Operationsraum. Diesen bauten sie blitzschnell vor den erstaunt blickenden Häuptlingen auf. Behutsam wurde der kleine Junge auf den Tisch gelegt. Eine Schwester deckte ihn zu. Eine andere zog mir einen weißen Kittel an. Ich tastete sorgfältig seine Beinknochen ab; trotz der Schwellungen war mir der Bruch klar. Aus der Kitteltasche holte ich mein Stethoskop und hörte das Herz ab. Es war in Ordnung. Ich wandte mich in ihrer eigenen Sprache an die Häuptlinge: »Hat sich je einer von euch, ihr Großen, einen Knochen gebrochen?« Ein langer, grauhaariger Mann antwortete aus dem Hintergrund: »Ja, Buana, es tut grässlich weh. Tagelang liegt man da und stöhnt, und am Ende ist das gebrochene Glied nicht mehr das, was es war.« Er hielt seinen entstellten Arm hoch.

Der kleine Junge auf dem Tisch begann zu weinen. Ich streichelte seine Hand und sagte zu allen: »Hierbei geschieht das nicht. Die Schmerzen werden aufhören, und das Bein wird wieder ganz das

alte sein; ein neuer kräftiger Knochen kommt um die Haut herum, bis der Knochen innen wieder gesund ist.« Ich schrubbte gründlich meine Hände und füllte eine große Spritze aus einer besonderen flaschenähnlichen Glas-Ampulle. Daudi bestrich den Arm des Jungen mit Jod. Vorsichtig spritze ich ein.

»Zähle«, forderte ich ihn auf. Bei acht fing der Kleine an zu stammeln, dann gähnte er und schlief ein.

»Kah«, sagte ein Häuptling, »er ist tot.«

»Nein«, erwiderte ich. »Die Medizin hat ihn eingeschläfert, doch er atmet, und sein Herz pocht. Jetzt, wo er keine Schmerzen fühlt, können wir ihn behandeln.«

Ich reichte Daudi die Spritze und fasste das Bein des Kindes. Samson hielt es oberhalb des Knies fest. Ich schlang eine Binde um meine Schulter sowie um das Bein und rückte die Knochen wieder in die richtige Lage.

Kefa hatte inzwischen die Gipsbandagen angefeuchtet, die ich nun in der üblichen Weise anbrachte; dann ließ ich sie unter Kefas Obhut trocknen. Daudi spritzte kein Betäubungsmittel mehr ein; ich wandte mich den Häuptlingen zu. Sie staunten Bauklötze. Ich nahm einen Klumpen der dicken weichen Gipsmasse und hielt sie ihnen hin.

»Schaut, das ist so weich wie Haferbrei, aber seht es euch mal eine Zeit lang an.«

Jeder bekam etwas Gips auf die Hand. Aufmerksam beobachteten sie ihn. Nach fünf Minuten war er hart.

»Doktor, das ist ja eine großartige Vorführung«, mischte sich der Kommissar ein.

»Wieso, Sir? Es ist gewöhnliche Krankenhausarbeit.«

»Für Sie ja, aber nicht für uns. Ein besseres Mittel hätten Sie nicht finden können, um Interesse an Ihrer Arbeit zu wecken.«

Ich musste an mein Gebet in der Nacht denken.

Sie standen in Gruppen und diskutierten aufgeregt. Einige hörte ich sagen: »Wahrhaftig, diese europäische Erde ist ein komisches Ding. Eben noch weich, in der nächsten Minute hart. Das ist tatsächlich Weisheit, die unser Volk noch nicht hat, Donnerwetter!«

Eine andere Gruppe hörte ich sagen: »*Jah!* Aber dieses Zeug kann gefährlich werden, wenn man nicht weiß, wie es zu behandeln ist.«

Ich war befriedigt, als ich merkte, dass der Gips trocken und das Bein in der richtigen Lage war. Sachte fasste ich die Schulter des Jungen. Er öffnete die Augen. Mazengo gebot Schweigen. »Nun lasst den Kleinen selbst seine Geschichte erzählen!«

Unser Patient blinzelte verschlafen. Langsam sammelte er seine Gedanken; plötzlich kam es heraus:

»Buana, die Schmerzen sind fort, o wie schön, ich habe keine Schmerzen mehr.«

Ich zeigte auf sein Bein. »Schau hin, jetzt hast du starke, dicke Socken an, die dafür da sind, dass dein Bein heilt, und bald kannst du wieder auf die Bäume krabbeln.« Die Häuptlinge kicherten und lachten.

»Kommt, seht euch das Ding an. Befühlt es.« Sie scharten sich um den Tisch. Einer von ihnen fragte:

»Buana, woher weißt du, dass es nicht zu fest ist?«

Ich deutete auf die herausragenden Zehennägel. »Wenn sich die Farbe unter dem Fenster seiner Nägel von rot in blau verändert, dann wissen wir: Es ist zu fest. Sollten die Zehen anschwellen oder sehr kalt werden, schneide ich den Gips sofort mit diesem Messer auf.«

Ich zeigte auf den Streifen Gummi, der unter dem Gips verlief. »Und wenn das Messer ausrutscht, würde ich nicht den Jungen, sondern den Streifen treffen.«

»Jah«, brummte Mazengo, »er denkt einfach an alles.« Verschiedene unserer Leute lächelten.

»Sieh«,klärte ich ihn auf, »wir bemühen uns, alles möglichst schmerzlos zu behandeln. Nur so ist man weise, nur so rettet man Menschenleben.«

Jetzt sprach der alte eingeborene Pastor.

»In diesem Krankenhaus waltet nicht nur menschliche Klugheit; der oberste Ratgeber ist die Weisheit Gottes. Keiner von euch würde doch sein Haus auf den Sand neben dem Flussbett bauen.«

Allgemeines Kopfschütteln war die Antwort.

»Kah!«, sagte Mazengo. »Wenn die Regenmassen kämen, würde es weggewaschen werden. Wenn die Stürme heranbrausten, würde der Sand unter dem Haus davonfliegen, und es stürzte zusammen.«

»So ist es«, fuhr der alte afrikanische Geistliche fort.

»Dieses Bild hat Jesus gemalt. Er will, dass wir der

Klugheit folgen und nicht nur unsere Häuser, sondern auch unser Leben recht aufbauen sollen, und zwar auf feste Grundlagen. Gott sagt: Es gibt nur eine Grundlage, und die ist sein Sohn. Er lebt, auch heute. Er ist es, der den Buana führt. Er ist es, den wir anbeten; schließlich ist er es auch, der viele Menschen in unseren eigenen Dörfern zu neuen Menschen gemacht hat. Überlegt euch diese Dinge, ihr Großen eures Stammes, wenn ihr euch die Arbeit des Buana und des Krankenhauses ansieht.«

Zwei der Unterhäuptlinge flüsterten miteinander während der Besichtigung. Ich schnappte einige ihrer Worte auf. »*Kah*, stimmt das denn nun wirklich, oder sind das alles leere Worte?«

In diesem Augenblick flog der Fußball des Krankenhauses zum Tor herein, hinterher sauste Mbuli. Er wiegt bestimmt gut sechzig Pfund, dachte ich bei mir, schenkte ihm aber vorläufig noch keine Aufmerksamkeit.

Ich ging in eine Ecke der geräumigen und schattigen Veranda und stellte mich auf einen dreibeinigen Hocker.

»Kommt alle her«, lud ich sie ein, »wir wollen Reden hören und danach die *shauri* (Diskussion).«

Der Kommissar hielt eine zündende Rede. Mazengo redete auch, und nach ihm viele Häuptlinge, einer begeisterter als der andere. Unsere Vormittagsdemonstration war eine erfolgreiche Eröffnung unserer Schau für Häuptlinge.

Der Bann ist gebrochen

Spät am Nachmittag kam eine Gruppe Häuptlinge zu mir.

»Sieh, Buana«, begann einer von ihnen. »Wir erkennen, dass ihr den Weg der Klugheit geht. Erkläre uns das alles doch bitte, damit wir einsehen lernen, wodurch unser Elend verursacht wird.«

»Schön«, sagte ich. »Kommt mit, ich zeige euch einige Dinge in unserem Labor. Was ich euch da vorführe, könnt ihr euch mit eigenen Augen ansehen.«

Wir holten zwei Mikroskope heraus. Nachdem ich ein Stück Bindfaden auf ein Glasplättchen gelegt und das Instrument eingestellt hatte, ließ ich je einen hindurchsehen.

Augenblicklich hatten wir ihr ganzes Interesse geweckt. Die anderen stellten sich dahinter, begierig, auch hineinsehen zu können.

»Kumbe«, rief einer, »das ist ja so groß wie ein Arm!«

»Kah«, kommentierte ein anderer, »ich möchte wissen, wie ein Stück Tuch darunter aussehen würde.«

Das sollte er haben. Ich riss einen Streifen von einer Binde und legte es unter eine geringere Vergrößerung. Der Oberhäuptling rollte die Augen und sah hinein.

»Jah«, sagte er, »es sieht aus wie *bati* (gewelltes Eisenblech).« Mit wachsendem Interesse beobach-

teten sie andere gewöhnliche Gegenstände – etwas Staub, den Kopf einer Fliege und einige Körner Bittersalz; schließlich fragte ich: »Erinnert ihr euch an Mbuli, den kleinen Jungen, den man verhext zu uns brachte? Kommt mit, ich will euch die Ursache seiner Krankheit zeigen.« Ich nahm ein Glas-Scheibchen aus dem Schrank. Darauf lag der Stoff, den wir von Mbuli auf dem Höhepunkt seiner Krankheit genommen hatten. Ich stellte das Mikroskop ein und zeigte ihnen die Keime der Lungen-Entzündung.

»Da, hier habt ihr jenes *dudu*, das seinen ganzen Kummer hervorgerufen hat.«

Es folgten Salven von Ausrufen. »*Joh! Kumbe! Hongo!*«, als sie durch die Okularlinse des Instrumentes schauten.

»*Heh*«, sagte der Häuptling, »das sind kluge Worte. Der Buana hat uns jetzt gezeigt, was der Grund der Krankheit war, während ich immer meinte, man würde bei ihr von einem bösen Zaubermittel durchstoßen. Daher nennen wir die Lungen-Entzündung *ihoma* (Stechkrankheit).« Daudi räumte die Mikroskope weg.

»*Winvaha* (große Männer)«, sagte er, »ich meinte auch, es wäre Zauberei, bis ich hierherkam und die Dinge sah, die die Krankheiten verursachen, und zwar mit meinen eigenen Augen.«

In dem Moment führte ich Mbuli herein. Ein Schweigen lag über dem Raum, sodass man fast jeden Atemzug vernahm.

»Kennt ihr ihn?« Schweigen.

»War er nicht verzaubert?«

Ein unbehagliches Schlurfen auf dem Boden war die Antwort.

»Aber Buana«, begann der Häuptling aus dem Dorf Mbulis, »er hatte doch *ihoma* (Lungen-Entzündung), wie du uns zeigtest.«

»*Heja* (ja), aber könnt ihr mir vielleicht sagen, wer die alte Frau war, die ihm *miti* (Eingeborenen-Medizin) in das *wubag* (Brei) tat, als es ihm schon besser ging?«

Eisiges Schweigen – beinahe elektrisch geladene Luft.

»Wenn die Zauberei versagt, helfen wir halt ein wenig nach, nicht!?«, fragte ich in gemildertem Ton.

Starre Gesichter.

»Meine Freunde«, fuhr ich fort, »es hat nichts genützt. Wie ihr seht, ist Mbuli am Leben und kräftiger als je zuvor. Der Teufel ist an der Arbeit, und er hat seine Diener unter euch, aber mein Buana, mein Meister, der Herr Jesus Christus, ist stärker als der Teufel. Mbuli hier« – ich legte meine Hand auf die Schulter des Jungen – »ist ebenfalls gegen ihn gefeit. Tätet ihr nicht besser daran, euren Herrn zu wechseln, ihr Väter eures Stammes?«

Draußen erdröhnte eine Trommel; das war das Zeichen, dass der Tee fertig war. Die Spannung löste sich. Die Häuptlinge saßen und tranken unter lautem Rufen und Reden unseren sirupartigen Tee.

»*Kumbe*«, meinte der Oberhäuptling, »jetzt haben wir Nahrung für viele Gedanken.«

Ich ging händeschüttelnd herum und wünschte allen *Carwalamma* (einen »Guten Abend«).

Sie brachen in kleinen Gruppen auf und zogen davon, einer hinter dem anderen auf dem schmalen Pfad zwischen wogendem Korn. Unsere Häuptlingschau war zu Ende. Daudi war in meiner Nähe.

»Joh!«, brummte Samson, »ich bin froh, dass die Schau vorbei ist. Es gab gehörig zu tun.«

»Allerdings«, erwiderte Daudi, »aber heute Abend wird man an tausend Feuern in unserem Land von unserem Krankenhaus und der Arbeit, die hier getan wird, erzählen.«

Daudi lehnte sich auf seinem Hocker vornüber; der Schein des Feuers warf seinen Schatten gespenstisch an die weiß getünchte Wand der Apotheke. Mbuli kroch zwischen seinen alten Großvater und mich, sein kleines Gesicht strahlte. Daudi hob seine Hand und bat um Ruhe. Er begann seine Geschichte:

»Es war einmal ein Jäger. Er war äußerst geschickt im Umgang mit *ipinde* (dem Bogen). Am Bein hatte er mit einem Stück Zebrahaut sein Messer befestigt. Auf dem Rücken trug er seinen Köcher. So schlich er durch den Wald, geräuschlos wie ein Schatten. Er spähte um den Stamm eines Baobabs, da sah er einen Leopard in der Sonne baden. Er zog seinen besten und glattesten Pfeil heraus, spannte den Bogen und ging leise um den Baum herum. Ping! Der Pfeil sauste durch die Luft. Plopp! Er hatte getroffen. Der Jäger duckte sich. Vorsichtig erhob er sich und spähte aus seinem Versteck heraus. Da lag die riesige Bestie – tot, durchs Herz geschossen. Er zog das Mes-

ser heraus und enthäutete mit geschickten Schnitten den Leoparden. Gerade als er die Haut aufnehmen und gehen wollte, sah er, wie sich etwas im grellen Sonnenlicht bewegte. Mit einem Satz sprang er in Deckung und ...«

»Buana«, kam eine Stimme, »der Mann mit dem gebrochenen Bein hat sich böse erkältet. Was sollen wir tun?«

»Gebt ihm guten Hustensaft – die braune Mixtur.«

Ich wandte mich Daudi wieder zu. »Was war es denn, Daudi?«

»Ein junger Leopard, Buana, ein kleiner flaumiger Pelzball. Der Jäger nahm seine Axt zur Hand.«

»Oh«, rief ich, »Daudi, hat er ihn getötet? Das arme kleine Ding!«

Ein breites Lächeln stand auf dem Gesicht meines afrikanischen Freundes.

»Nein, Buana, er hat ihn nicht getötet, er nahm die Axt und schlug ein Stück Rinde von einem Baum. Dahinein wickelte er das kleine Wesen und zog davon, das Leopardenfell auf der einen, die Rinde mit dem Kleinen auf der anderen Schulter. Zu Hause herrschte große Freude, als er heimkam; alle standen herum und sahen zu, wie der Jäger das Fell in der Sonne ausbreitete. Die Kinder nahmen das Tierchen und ließen es von ihrem Haferbrei fressen. Sie lachten, als es sich so drollig daherrollte. Sie kitzelten es und amüsierten sich mit ihm. Aber am Nachmittag kam der Häuptling. Als er das Tier sah, nahm er einen Stock. Doch der Jäger bat: ›Tu ihm nichts,

großer Häuptling, es ist doch so klein und macht den Kindern solche Freude!«

»Aber, weißt du nicht, dass kleine Leoparden große Leoparden werden und dass große Leoparden töten?«, fragte der Häuptling. Doch der Jäger lachte nur. »Oh, es ist nur ein winziges Ding. Es kann ja keinen Schaden anrichten.«

»Nun«, schloss der Häuptling, »ich habe dich gewarnt.«

Täglich wurde der Leopard größer. Täglich kam er, aß mit den Kindern und saß bei ihnen. Abends bekam er wieder Haferbrei, immer Brei, nichts anderes. Und er wuchs! Langsam kamen die Krallen seiner Tatzen zum Vorschein, seine Zähne wurden länger und schärfer, das Fell verlor seine Flaumigkeit, und dunkle Flecken erschienen. Aber täglich erhielt er Haferbrei. Er wurde größer und kräftiger. Eines Tages jedoch, als der Häuptling jenes Dorf besichtigte, schritt er um die Ecke des Hauses und – vor ihm stand der junge Leopard. Er griff zum Speer und wollte ihn gerade schleudern, da scharten sich die Kinder um ihn und riefen: »Tu unserem Leoparden nichts zuleide! Schau doch, wie lieb er ist; er würde niemandem etwas tun; hat er nicht goldige Augen?«

»Da habt ihr recht«, erwiderte der Häuptling, »aber Leoparden pflegen mit Zähnen und Tatzen zu töten, sie dürsten nach Blut!«

»Joh!«, brüllten die Kinder. »Er frisst ja nur Haferbrei!«

»Hört«, warnte der Häuptling, »ich meine es gut mit euch und habe euch früh genug gewarnt; aus

kleinen Leoparden werden große, und große Leoparden töten!«

Die Kinder kümmerten sich nicht um seine Worte, und der Leopard fraß immer mehr Brei, wurde größer und stärker. Seine Krallen waren lang und scharf, seine Zähne glichen Dolchen – doch seine Augen schauten freundlich drein. Und weiter wuchs er, sodass drei Kinder auf einmal auf seinem Rücken reiten konnten. Gerne zogen sie ihn an den Ohren und an seinem buschigen Schwanz oder kitzelten ihn unter dem Kinn. Hatte er nicht dauernd nur Haferbrei zu fressen bekommen? Waren seine Blicke nicht freundliche und mild? Wieder erklang die Stimme des Häuptlings: »Der Leopard ist gewachsen. Er bedeutet Gefahr. Tötet ihn. Wenn ihr ihn nicht tötet, wird er euch umbringen.«

Doch sie lachten nur und gaben dem Tier besonders große Portionen Brei. Und dann kam der Tag, an dem das jüngste Kind sich mit ihm balgte. Zufällig ritzte seine scharfe Kralle das Bein eines Mädchens. Das Kind jammerte vor Schmerzen. Der Leopard aber schaute es mitleidig an und leckte an der blutenden Wunde. Plötzlich huschte ein verstohlener Blick über sein Gesicht. Ein Schaudern ging durch seinen Körper. Mit einer Tatze schleuderte er das Kind zur Seite und lief ins Haus, wo der Jäger gerade neue Pfeile schnitzte.

»Geh raus«, rief der Mann und klopfte ihm auf den Kopf, wie er es immer tat. Doch knurrend sprang das Tier ihn an. Einen Augenblick lang herrschte Tumult und Kampf – dann lag der Jäger tot am Boden. Aus

dem kleinen Leoparden war ein großer geworden, und der hatte getötet.«

Daudi hielt inne.

»Seht, so liegt Gefahr in vielen kleinen Dingen«, sagte er.

»Aber«, fragte Mbuli und lehnte sich gespannt vornüber, »haben seine Verwandten den Leoparden denn nicht getötet?«

»Joh«, antwortete Daudi. »Sie riefen sofort den Häuptling herbei. Der kämpfte mit dem Leoparden und tötete ihn, wobei er schwer verwundet wurde.

Daudi drehte sich herum zu den Pflegern und Gehilfen. »Wie hieß der Leopard eigentlich?«, fragte er. »H-e-e-e-«, sagte Kefa erstaunt, »wie der Leopard hieß? Woher sollte ich das wissen?!«

Einige schüttelten die Köpfe, bis einer sagte:

»Ich kenne seinen Namen. Er hieß Sünde.«

Daudi nickte. »Ja, so ist es! Beginnt es bei der Sünde nicht ebenfalls mit Kleinigkeiten? Kleine Lügen, kleine Diebereien, kleine schlechte Gedanken – und dann wächst sie langsam und leise, aber stetig. Plötzlich hat sie dich, aber so, dass du nicht wieder loskommst. Nur der Häuptling – der Herr Jesus, der Sohn Gottes, kann die Sünde überwinden.«

»Buana«, kam eine Stimme aus dem Krankenzimmer. »Der Mann mit der Malaria hat einen Rückfall.«

Ich ging hinüber und gab ihm eine Spritze. Die Arznei war die beste Antwort auf diese Krankheit.

Als ich wieder bei der Gruppe am Feuer war, sagte ich:

»Gerade gab ich einem schwer kranken Mann eine Spritze. Er war von einem kleinen Mosquito gebissen worden, und wenn wir seiner Krankheit nicht mit der richtigen Medizin begegnen könnten, würde er sterben. Genauso bringt die Sünde den Tod mit sich, und es gibt nur einen Weg, ihre Macht zu brechen.«

»Buana«, sagte Mbuli und tippte an meine Backe, »ich verstehe auch etwas von Jesus.«

Ich legte meine Hand auf seine Schulter: »Weißt du, was dann deine Aufgabe ist, mein Junge? – Ihm nachzufolgen!«

Er nickte schweigend.

Wir starrten ins Feuer. Kleine blaue Flämmchen kamen aus den Dornbuschholzstücken. Ich war tief in meine Gedanken versunken. Die vielen Bilder vom Kampf um das Leben des kleinen Burschen zogen an mir vorüber, bis mich die Stimme von Mbulis Großvater aus meiner Träumerei riss:

»*Mbeka* (wahrhaftig), das Kind Mbuli lebt und ist nicht tot.«

Ich nickte. »Morgen dürft ihr heim, du und er.« Dann erhob ich mich, um zu gehen, sagte allen ›Gute Nacht‹ und folgte Daudi, der mir mit der Sturmlaterne voranleuchtete. Am Tor hielt er an. Wir schüttelten uns die Hände.

»Ist die Medizin nicht ein vortrefflicher Wegweiser zu Gott, Buana?«

Paul White

Dschungeldoktors Feinde

clv



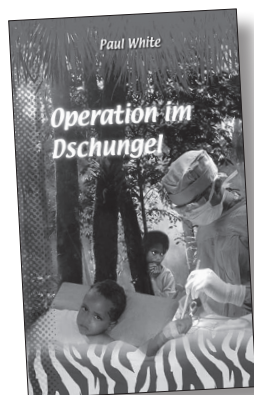
160 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-86699-114-9

Gefährliche Löwen und giftige Schlangen sind nicht die größten Feinde des Dschungeldoktors, sondern das Heer von Bazillen, Zauberern und Medizinmännern, die seinem Kampf gegen die Masern-Epidemie entgegenstehen. Doch mit unermüdlichem Eifer, erfrischendem Humor, Tropfen und Salben – manchmal auch mit »geheimnisvollen« Waffen – geht er mit seinen Getreuen ans Werk. Auf nächtlichen Schleichwegen bringt man ihm Patienten zur Station, die einmal fast ein Opfer der Flammen wird. Aber am Ende ist die Epidemie besiegt.

Paul White

Operation im Dschungel

clv



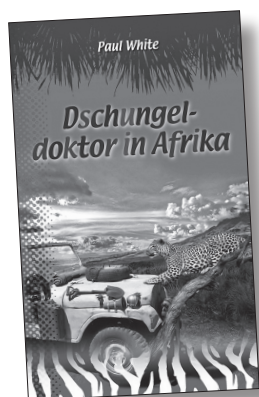
128 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-86699-119-4

Wenn der Dschungeldoktor im afrikanischen Busch entzündete Augen, gebrochene Knochen und kranke Herzen kuriert, ergeben sich für die kleinen und großen Patienten oft lange und mühsame Wege. Ideen muss man haben, wenn im trockenen Flussbett das Herz einer Kranken aussetzt und nur das kochende Kühlwasser des Motors als destilliertes Wasser zur Hand ist. Glauben muss man haben, dass kleine Patienten wie Mgulu alle Krisen überstehen. Humor muss man haben, wenn der rettende Sprung nicht ans Ufer, sondern ins Wasser geht. Weitere spannende und lehrreiche Erlebnisse von Paul White, dem »Dschungeldoktor«!

Paul White

Dschungeldoktor in Afrika

clv



128 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-86699-120-0

Fast eine Million Einheimische sind seiner Fürsorge anvertraut. Sieben Missions-Stationen, die über 15 000 km weit voneinander entfernt liegen, erwarten von ihm ärztliche Betreuung. Paul White arbeitet als praktischer Arzt, Augenarzt und Chirurg. Häufig erlebt er gefährliche Abenteuer, wenn er mit seinem altertümlichen Auto auf schlechten Straßen quer durch den Dschungel rattert, wenn er gegen die grausamen Methoden der Medizinmänner ankämpft und wenn ihm die unberechenbaren Naturgewalten Afrikas wieder einmal einen Strich durch die Rechnung machen. Doch trotz aller Schwierigkeiten erhält ihm sein festes Vertrauen auf Gottes Hilfe einen unverwundlichen Humor und ein fröhliches Herz.

Das CLV-Lesebuch



Das Gesamtverzeichnis
aller CLV-Produkte –
komplett vierfarbig,
viele Leseproben.



Bibeln · Kommentare & biblische Lehre
Nachfolge & Jüngerschaft · Evangelistische Bücher
Biografien & Erzählungen · Sachbücher & Zeitkritisches
Kinder- & Jugendbücher
Andachtsbücher · Bildbände
CDs, DVDs und Bibelsoftware · fremdsprachige Bücher

BÜCHER, DIE WEITERHELFEN

Dieses Buch erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung
oder bei CLV · Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld